

flutter:

Hand- werk

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung



0 Euro /qm



Das fluter-Abo –
und alle bisherigen
Hefte – gibt's
kostenlos
fluter.de/hefte

W



Aus einfachen Ressourcen Werkzeuge,
Häuser, ja, ganze Welten bauen: Handwerk im Grunde.
Minecraft ist damit zum meistverkauften Videospiel
der Welt geworden

Wenn ich wissen will, wie ich mein Fahrrad repariere, frage ich Papa. (Obwohl eine Antwort immer richtig ist: Panzertape.) Will ich wissen, wie ein Hefeteig richtig aufgeht, frage ich Mama. (Im Bett, liebevoll zugedeckt.) Häkeln habe ich von Oma gelernt, wie man eine Bohrmaschine benutzt, von meinem Schwiegervater.

Wenn ich aber wissen will, was im Handwerk abgeht, frage ich meinen Patenonkel. Er ist Elektronikermeister für Gebäudetechnik. Und wenn man ihm zuhört, versteht man, wo es knirscht: Fachkräftemangel, Materialknappheit, Preissteigerungen. Dass er in Bürokratie untergeht, statt selbst mit anzupacken. Dazu kommen: Auszubildende, deren Lohn kaum zum Leben reicht. Betriebe, die zumachen, weil sich keine Nachfolge findet. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, denen die körperliche Arbeit auf Dauer zusetzt. Und bei allen: das Gefühl, dass die Wertschätzung fehlt. Für die Erfahrung, die in der Arbeit steckt, und für den Aufwand, den es braucht, um eine Sache gut zu machen.

Fast ein Drittel der Auszubildenden in Deutschland ist im Handwerk beschäftigt. Trotzdem entscheiden sich immer weniger junge Menschen dafür. Auch weil Abitur und Studium vermeintlich mehr wert sind. Irre eigentlich, wo es doch kaum selbstwirksamere Aufgaben gibt als im Handwerk: das Brot backen, das Bier brauen, dafür sorgen, dass kein Regen durchs Dach tropft, dass das Licht brennt und die Klospülung spült.

So universell die Probleme erscheinen, so vielfältig ist „das Handwerk“: Fast sechs Millionen Menschen arbeiten in Deutschland in mehr als 130 Handwerksberufen. In Werkstätten, Wohnungen, auf Baustellen, in Ateliers, in großer Höhe und unter der Erde. Dreck unter den Fingernägeln und Staub auf der Arbeitshose gehören dazu, genauso millimetergenaue Arbeit, Kreativität und unternehmerisches Know-how.

Dieses Vorwort könnte eines Tages eine künstliche Intelligenz schreiben. Eigentlich sogar das ganze fluter-Heft (wird sie natürlich nicht, versprochen). Aber eine Wand mauern? Ein Kunstwerk restaurieren? Ein Glasauge blasen? Da wird es weiter echte Menschen brauchen. Die ihr Handwerk verstehen. Es gibt immer was zu tun.

Katharina Wellem

UNSER COVER

ist von Tomás Munita, der junge Handwerkerinnen und Handwerker auf der Walz fotografiert hat. Nach alter Sitte lassen die sich vor der Wanderschaft ein Ohrloch nageln: Ein goldener Ohrring diente früher als Rücklage für Notzeiten oder, im schlimmsten Fall, für ein anständiges Begräbnis

Inhalt

- 6 Quick & dirty #1**
Untenrum frei: Unsere Autorin macht Praktikum als Fußpflegerin
- 8 Ihr habt uns noch gefehlt**
Diese Schule weiß, wie man junge Menschen fürs Handwerk begeistert
- 12 Auf die harte Tour**
Work and Travel für frisch ausgebildete Handwerkerinnen und Handwerker: Fotos von der Walz
- 15 Pi mal Daumen**
Ein paar Zahlen zum Thema
- 16 Nailed it**
Warum arbeiten so viele Menschen mit vietnamesischen Wurzeln in Nagelstudios?
- 18 Quick & dirty #2**
Pumpen gehen: Unsere Autorin macht Praktikum als Kanalarbeiterin
- 20 Alles muss man selber machen**
Zum Beispiel unsere naiven Fragen beantworten. Sechs Gewerke im Kreuzverhör
- 24 Cool down**
Das Klima braucht dringend Fachkräfte



- 26 Wie viel Handwerk steckt in dir?**
Ein Persönlichkeitstest
- 28 Wo der Hammer hängt**
Die Driller Queens wollen das männerdominierte Handwerk umbauen
- 31 Sieht nach Arbeit aus**
Die Fashionindustrie hat sich einiges angeeignet, was eigentlich mal Berufskleidung war
- 34 Bist du sicher?**
Russland, Trump, die Klimakrise: Man kann es für völlig übertrieben halten, sich einen Bunker zu bauen. Oder für wahnsinnig, es nicht zu tun. Ein Baustellenbesuch
- 38 Quick & dirty #3**
Das große Krabbeln: Unsere Autorin macht Praktikum als Kammerjägerin
- 40 Abbes macht Ampere**
Ein Tunesier, der hier lernen will; ein Elektrobetrieb, der ihn braucht. Und trotzdem ist die Frage: Will Abbes bleiben?
- 43 Wie ticken die denn?**
Wie ein idyllisches Uhrmacherdorf zu einem Zentrum des Anarchismus wurde
- 44 Schwarzer Tag**
Auf Razzia gegen Schwarzarbeit
- 46 Und dran bist... du!**
Zwei junge Menschen. Und eine Frage, die in Tausenden Familienbetrieben drängt: Wer übernimmt?
- 50 Impressum & Vorschau**



Mit Liebe gemacht

Es gab Zeiten, da galt Heimwerken als bieder. Heute wird getöpfert, gestrickt und gebacken, upgecycelt und repariert, was das Zeug hält. In der Soziologie sehen manche darin eine Reaktion auf veränderte Lebensbedingungen: Deutschland ist von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft geworden. Körperliche Arbeit ist längst nicht mehr für alle Alltag, sondern oft eine Auszeit von der Schreibtischarbeit. Plattformen wie Etsy machen aus dem Hobby wieder

ein Geschäft: Hier kann sich jeder mit wenigen Klicks einen Shop fürs Selbstgemachte einrichten. Etsy ist an der Börse und zu einer globalen Verkaufsplattform gewachsen. Inzwischen ist es dort sogar erlaubt, die Herstellung auszulagern oder Massenware zu verkaufen – in den Anfangstagen vor 20 Jahren undenkbar. Acht Millionen Verkäuferinnen und Verkäufer bieten rund 100 Millionen Artikel an: Strickkleider, Handyhüllen oder diese handgearbeiteten Wurmohrringe.

Quick & dirty #1

Wie fühlt sich
Arbeit an, die viele
brauchen, aber nicht
viele machen wollen?
Unsere Autorin
macht Praktikum als
Fußpflegerin





Eins machen alle Patienten und Patientinnen, wenn sie sich das erste Mal vor Kamila Walczak auf den Stuhl setzen: sich für ihre Füße entschuldigen. Und Kamila, 40, Fußpflegerin, erklärt dann immer dasselbe: dass es schlimme Füße in ihrer Welt nicht gebe. Also zumindest keine, für die man sich schämen müsse.

In meiner Welt ist das anders. Meine Füße sind mir unangenehm. Die von anderen erst recht. Aber die Scheu vor Käsemauken muss ich überwinden, denn ich bin für einen Tag Kamilas Praktikantin. Ich darf ihr über die Schultern schauen, auf eingewachsene und fehlende Fußnägel, auf verkümmerte kleine Zehen und Hühneraugen. Da kann einem schon mal anders werden.

Kaum hat mir Kamila einen weißen Kittel, Mundschutz und schwarze Handschuhe gereicht, klingelt schon der erste Patient. Ein Herr in orthopädischen Schuhen und beiger Stoffhose. Herr Piepke ist 81 und alle sechs Wochen hier. „Ich komm nicht mehr runter“, erklärt er und deutet in Richtung seiner Schuhe. Erstaunlich unbefangen lässt er sich von mir Schuhe und Strümpfe ausziehen. Ich lasse warmes Wasser in eine Plastikwanne. „Wie immer“, bestellt Herr Piepke, und Kamila gießt ihm ein Glas pinkfarbenen Sekt aus einer Dose ein. Er lässt seine Füße ins Becken gleiten und seufzt. Herr Piepke ist angekommen.

Kamila ist ausgebildete Kosmetikerin. Sie hat an einer Privatschule gelernt. Teil der Ausbildung: die Fußpflege, bei der sie Hornhaut, Krallenzehen, Warzen und andere Beschwerden behandelt. Ihr jüngster Patient ist sieben Jahre alt (eingewachsener Nagel), ihr ältester 103 (Pilznägel). Kamilas Salon, Akacjas Beauty Institut, liegt in Berlin-Neukölln. Der Kiez ist stark durchmisch. „Zu mir kommen Fernsehmoderatorinnen und arme Leute“, sagt Kamila.

„Wie geht's?“, fragt Kamila. „Am besten gut“, sagt Herr Piepke. Vor Kamila wirken die Menschen verletzlich, fast nackt, dabei ziehen sie nur die Schuhe aus. Es wird schnell persönlich. Herr Piepke bringt sie auf Stand, was seine Eheprobleme angeht, eine andere Patientin erzählte ihr vom Suizid ihres Sohnes. „Viel Fußpflege haben wir in der Sitzung nicht mehr gemacht“, sagt Kamila. Kamila schmirgelt, fräst, poliert, schneidet, wäscht und cremt, aber ihr Geld verdient sie auch mit Reden.

Soweit ich das beurteilen kann, hat Herr Piepke gesunde Füße. Bis auf den großen Zeh, der macht Ärger. Vor Jahren ist ihm auf der Arbeit ein Brett draufgefallen. Seitdem wächst der Nagel nicht mehr richtig. Beim Anblick der Nagelreste wird mir flau. Ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen. Kamila schmeißt die Fräse an und entfernt Hornhaut dort, wo normalerweise ein Nagel wachsen würde. Über den Lärm hinweg erklärt

sie mir, warum so viele Menschen irgendwann zur Fußpflege müssen: „Meistens ist die Schneidetechnik falsch.“ Nägel müssten gerade abgeschnitten werden, nicht rund. Die Ecken sollen länger stehen bleiben, damit der Nagel nicht einwächst.

Kamila nimmt einen Knipser, und schon fliegen Herrn Piepkes Nägel durch den Raum. Eine medizinische Fußpflege dauert rund 30 Minuten, „40 Minuten bei Katastrophenfüßen“, erklärt Kamila. „Ich habe doch aber keine Katastrophenfüße“, mischt sich Herr Piepke ein. Nein, die habe er nicht, beruhigt Kamila. Macht bitte 29 Euro, bis in sechs Wochen. Herr Piepke gibt einen Euro Trinkgeld und einen verspäteten Schoko-Osterhasen. Den stellt Kamila zu den anderen kleinen Geschenken von Patientinnen und Patienten.

Die Nächste ist eine zierliche Rentnerin mit kurzen Haaren. Sie und ihre Frau buchen normalerweise einen Doppeltermin, aber diesen Monat reicht das Geld nicht. Deswegen durfte die mit den größeren Schmerzen gehen: Frau Krock gewinnt, sie hat ein beachtliches Hühnerauge. Sie bestellt eine Tasse Kaffee, die ich in der kleinen Küche für sie zubereite. Kamila setzt sich auf den Drehstuhl, fischt ihre Instrumente aus dem Desinfektionsbad und setzt eine neue Rasierklinge in den Hobel. Dann beginnt sie, Frau Kocks Fersen von Hornhaut zu befreien. „Die Haut muss gelb bleiben“, erklärt sie mir, „wenn sie rot wird, hast du zu viel entfernt.“ Dass sich Frau Krock das Geld für die Behandlung mit Pfandsammeln verdient hat, überrascht Kamila nicht: mehr Hornhaut als gewöhnlich. Jetzt nimmt sie den Fräser, um das Hühnerauge abzutragen. Innerhalb weniger Stunden habe ich mich an den Anblick von Füßen gewöhnt. Als Kamila zum Eckenheber greift, um den Nagelschmand rauszupulen, schaue ich interessiert zu, sogar mit ein wenig Befriedigung: Als Fußpflegerin profitiert man vom Vorher-nachher-Effekt.

Ich leere die Fußwanne aus und frage Kamila, was mir die ganze Zeit schon nicht aus dem Kopf geht. Wie geht sie mit Ekel um? „Runterschlucken“, sagt Kamila. Aber schlucken müsse sie selten. Im Altersheim habe sie schon mal ein offenes Bein oder Käsefüße. Dann erinnere sie sich daran, dass ihr ein Mensch gegenüber sitzt, der Hilfe braucht. „Unsere Gesellschaft schaut zu sehr auf Schönheit“, findet Kamila. Einer Fußpflegerin ist nichts Menschliches fremd. Und Kamila liebt die Menschen.

Ihr

Das Land hat einen drastischen Mangel an Azubis im Handwerk. Und diese Schule in Brandenburg hat eine Idee, was man da machen kann



habt

uns noch

Text: Paulina Albert
Fotos: Celine Yasemin

gefehlt

Eine Schule mit „Berufsorientierungsprofil“. Heißt für Elias (links) und Jonas: zweimal die Woche Teig kneten oder Unterputzdosen verlegen

Elias Scheppelmann kippt einen Teigklumpen auf das Blech und schlitzt drei Kerben hinein. Die Luft steht vor Mehl und Hitze. Er stemmt das Blech in den Steinbackofen, schließt die Ofenklappe und stellt einen Wecker. Zwölf Brote sind im Ofen, fehlen noch 60.

Hinter ihm steht Angelika Tiersch, die Bäckermeisterin, weiße Kappe, weiße Schürze. „Dem brauch ich nichts mehr zu erzählen“, sagt sie.

Tiersch steht seit zwölf Stunden in der Backstube, Elias seit sechs. Teig kneten, Teig gehen lassen, Brote formen, Brötchen formen, die Knüppel bekommen in der Mitte einen Knick.

Elias ist Neuntklässler und Tierschs Praktikant. Zwei Tage die Woche arbeitet er in „Gela's Backstube“. Dass das möglich ist, liegt an Elias' Schule. Er besucht die J.H.A.-Duncker-Oberschule in Rathenow, Brandenburg. Die hat ein sogenanntes Berufsorientierungsprofil: Die Schülerinnen und Schüler der achten Klassen arbeiten einmal die Woche in einem Betrieb, die der neunten und zehnten Klassen zweimal. Damit sie nach der Schule wissen, was sie machen wollen. Und damit die Betriebe in Rathenow Nachwuchs bekommen.

Auf Facebook postet Tiersch regelmäßig Stellenanzeigen, eingerahmt von Brot-Emojis. Die Zahl der Auszubildenden im Handwerk sinkt, von knapp 402.000 im Jahr 2012 auf rund 342.000 im vergangenen Jahr.

Hinter dem Profil der Schule steht Jana Brandstätter, Lehrerin an der Duncker. Sie trägt knallpinke Turnschuhe. Ständig klingelt ihr Handy, sie stellt den Anruf auf laut und fährt, läuft, arbeitet weiter. Die Schülerinnen und Schüler in den Betrieben, die sie jede Woche besucht, nennt sie „meine Diamanten“. Seit elf Jahren kümmert sich Brandstätter um die Praktika.

Damals hatte Brandenburgs Bildungsminister die Schulen aufgefordert, den Schülerinnen und Schülern mehr Einblicke in die Arbeit in Betrieben zu geben. Brandstätter überlegte, wie das zu machen wäre. Und schlug als ehemalige Berufsschullehrerin vor, aus dem zweiwöchigen Praktikum, das zweimal im Jahr stattfand, ein wöchentliches zu machen. Das funktionierte. „Früher waren die Schüler oft planlos, wenn sie von der Schule gegangen sind. Heute wissen die meisten, was sie machen wollen.“

Gerade sind 113 Schülerinnen und Schüler im Praktikum in 94 Betrieben. Unterrichtszeit fällt nicht weg: Vier Wochen Praktikum und der Berufsfeldunterricht standen ohnehin im Lehrplan und verteilen sich

jetzt über das Schuljahr. Geld bekommen die Schülerinnen und Schüler nicht. Dafür beginnen nach der Schule 75 Prozent eine Ausbildung in einem der Praktikumsbetriebe, schätzt Brandstätter.

Elias ist das zweite Jahr bei Angelika Tiersch. „Ich will hierbleiben“, sagt er, „unbedingt.“ Auch Tiersch würde ihn



75 Prozent der Schülerinnen und Schüler beginnen später eine Ausbildung in einem der Praktikumsbetriebe, schätzt Jana Brandstätter. Sie koordiniert die Praktika

am liebsten aus der Schule nehmen und direkt einstellen. Sie wird dieses Jahr 64. Der Mietvertrag der Bäckerei läuft in zwei Jahren aus. Nach denen will sie in Rente, eigentlich. Wenn sie Elias ausbildet, ginge das nicht. „Vielleicht lass ich das so weiterlaufen und bin nur noch im Hintergrund. Und komme für Elias immer mal hierher. Würde ich sehr gerne. Dem Handwerk fehlen ja die Leute.“

Der zweite Stock eines Rathenower Plattenbaus. Die Decken sind kahl, der Boden ist verstaubt, durch die Wände ziehen sich tiefe Furchen. „Hier kommen gleich so die Unterputzdosen rein“, sagt Jonas Oehlschläger, 15, Zahnspange, Sommersprossen, Blaumann. Er zieht eine schwarze Plastikbüchse aus einem Netz, kniet sich hin, schabt mit dem Zeigefinger den Staub aus der Wand und steckt die Unterputzdose hinein. Einmal rum, durch jeden Raum. Lutz Kähne läuft ihm hinterher und drückt die Dosen mit Spachtelmasse fest. „So, dass sie nicht rausstehen“, erklärt er. Jonas guckt kurz und nickt. Kähne ist Elektromeister, Jonas seit Anfang des Schuljahres sein Praktikant. Im Hintergrund piept ein ausgebauter Rauchmelder.

Das Praktikum bei Kähne ist nicht Jonas' erstes. Vorher war er beim Orthopädietechnik-Mechaniker und wäre dort fast geblieben. Aber dann stand Lutz Kähne in der Küche von Jonas' Familie und baute neue Steckdosen ein. Jonas' Mutter holte ihren Sohn aus seinem Zimmer: Na, wäre das nicht was? Elektriker?



Nach ein paar Wochen Bedenkzeit lief Jonas zu Kähnes Betrieb und bewarb sich für das Praktikum. Die Schülerinnen und Schüler der Duncker-Oberschule bewerben sich für ein Schuljahr bei den Betrieben. Danach können sie wechseln oder sich für ein weiteres Jahr bewerben.

Inzwischen hat er sich für eine Ausbildung zum Elektriker entschieden, nicht bei Kähne, aber bei einem anderen Betrieb in Rathenow. „Ich will noch mal was Neues ausprobieren, es gibt ja für einen Elektriker viele Richtungen.“ Er repariert gerne „Kleinigkeiten“, Sprechanlagen zum Beispiel. „Vielleicht probiere ich noch Automechatroniker aus, im Ferienjob, das hat mir mein großer Bruder empfohlen.“

Für Jonas ist das Praktikum auch eine gute Abwechslung zur Schule. Seine Klasse sei laut, sagt er, und mit dem Stoff kämen sie nicht so richtig durch.

Nach den Unterputzdosen verlegt Jonas die Kabel. Er holt Nagelschellen und vergisst die Leiter. „Die brauchst du schon, sonst kommst du da nicht hin. Und da ist Beton, da nicht reinhämmern“, sagt Kähne und deutet auf eine Wand. Jonas holt die Leiter, hängt das Kabel in eine der Furchen in der Wand und hämmert die Nagelschellen ein, kleine Plastikringe, die das Kabel fixieren.

Die beiden arbeiten meist zu zweit. Als Jonas den Hammer nicht findet, weil Kähne ihn hat, kommt der aus dem Nebenraum und gibt ihn zurück. Kähne spricht viel von Anerkennung, die es im Handwerk noch gebe. Es könne ja jeder sehen, was sie schaffen. Er erzählt aber auch, dass er in seiner Ausbildung erst mit zehn Jahren Verspätung Lob bekam, als er seinen Ausbilder zufällig traf.

„Die Jugend von heute kannst du vergessen? Das ist nicht so“, sagt Kähne. Als Jonas erzählt, dass ein Mitschüler von

Kähnes Betrieb als Malerpraktikant abgelehnt wurde, ruft Kähne den Malermeister an: „Das sind doch die Lehrlinge von morgen! Warum wird der nicht genommen?“ Ausnahmsweise hätten sie gerade viele Lehrlinge, es gebe keine Kapazitäten für einen Praktikanten, antwortet der Malermeister. Kähne versteht und legt auf.

In Jana Brandstätters Büro hängen Blaumänner und Arbeitsjacken an der Garderobe. Im Schrank steht für jeden Schüler und jede Schülerin ein Ordner, in dem Brandstätter Bewerbungsunterlagen, Zeugnisse und Selbsteinschätzungen sammelt. Ein Betriebsleiter ruft an: Eine Schülerin komme nicht ins Praktikum, und wenn, stehe sie nur rum.

„Dann beenden wir das Praktikum“, sagt Brandstätter. „Wenn die keinen Spaß haben, dann bringt das ja nichts.“ Sie wird versuchen, die Schülerin woanders unterzubringen.

„Man hat auch ein paar Pfeifen“, sagt Angelika Tiersch, zwei Jungs habe sie nach zwei Wochen wieder nach Hause schicken müssen, eine Praktikantin habe das Geschirr versteckt, statt es zu spülen, und das Gebäck angeknabbert. Aber Elias, den würde sie sofort übernehmen. Der könne nach zwei Jahren seinen Meister machen. Um elf Uhr macht Elias Feierabend, länger darf er nicht arbeiten. Angelika Tiersch sagt: „Der geht jetzt nach Hause und backt da weiter.“



Ideen für mehr Nachwuchs im Handwerk

Die Handwerkskammer Lübeck testet ein Freiwilliges Handwerksjahr. Teilnehmende sind je drei Monate in einem Betrieb, lernen so vier Ausbildungsberufe kennen. Aufwandsentschädigung: 450 Euro brutto im Monat.

Werkunterricht war früher Standard an Schulen (in der DDR sogar Pflicht). Heute haben viele Schulen weder Platz für Werkräume noch Lehrkräfte mit Maschinenschein.

Wo der Wohnraum knapp ist, langt die Ausbildungsvergütung nicht, um eine Miete zu stemmen. Ein paar Betriebe, Kammern und Kommunen haben deshalb Azubihäuser gebaut: Die Auszubildenden wohnen in eigenen Apartments oder zusammen in WGs, teilen sich Gemeinschaftsräume und dürfen die Häuser oft auch nach ihren Ideen umbauen.

In mehr als 50 Handwerksberufen darf man nur mit Meistertitel eine Firma aufmachen oder Nachwuchs ausbilden. Aber der Meister ist teuer. In der Elektrotechnik etwa kostet er um die 12.000 Euro. Seit 1996 soll das Meister-BAföG (mittlerweile „Aufstiegs-BAföG“) helfen: Förderberechtigte bekommen bis zu 75 Prozent der Lehrgangs- und Prüfungsgebühren zurück.

Malermeister Andy oder Anlagenmechanikerin @sandrahunke erreichen auf YouTube und TikTok ein Publikum, das sich vor allem ihretwegen für Trockenbau und Spülkästen interessiert. (Wir haben übrigens einen Film zu Influencerinnen im Handwerk: fluter.de/handwerk)

Einige Apps wie AzubMe wollen das Tinder für Ausbildungsberufe sein: Man swiift durch Jobkarten mit Infos zu Lohn und Ausbildungsweg, sieht Videos eines typischen Arbeitstages oder kann auf einer Karte nach ausgeschriebenen Stellen suchen.

Mit kleinen Ideen ist es natürlich nicht getan: Neben günstigem Wohnraum brauchen Azubis bezahlbaren Nahverkehr. Oder einfach generell mehr Lohn. Auch die Qualität der Ausbildung kann vielerorts nicht so gut sein, wie manche behaupten: Fast jeder dritte Ausbildungsvertrag im Handwerk wird vorzeitig aufgelöst.



Auf der Walz folgen junge
Handwerkerinnen und Handwerker
jahrhundertealten Traditionen –
und strengen Regeln. Der Fotograf
Tomás Munita ist mitgewandert





die harte Tour



- (1) Du sollst deine Heimat verlassen.
- (2) Du sollst nur mitnehmen, was du am Körper tragen kannst, höchstens fünf Euro, nicht aber Smartphone oder Laptop.
- (3) Du sollst über das Ortsschild deiner Heimatstadt klettern.
- (4) Du sollst in der Öffentlichkeit stets deine Kluft tragen.
- (5) Du sollst frühestens nach drei Jahren und einem Tag zurückkehren.



So wollen es einige der vielen Regeln für Wandergesellen. Der Fotograf Tomás Munita hat sie begleitet: junge Männer, seltener Frauen, die ihre Ausbildung zum Zimmerer, Steinmetz oder Brauerin abgeschlossen haben und umherreisen. Oft nehmen sie Arbeiten an, die nichts mit ihrem erlernten Beruf zu tun haben. Um dazuzulernen oder weil sie Essen, ein Bett oder Transport brauchen, Dinge, für die sie kein Geld ausgeben dürfen.

Die Tradition reicht bis ins Mittelalter zurück. Gesellen sollten mit dem Wissen und den Techniken anderer Regionen in ihre Heimat zurückkehren. Bis ins 19. Jahrhundert war die Wanderschaft sogar Pflicht, um Meister werden zu können. Heute sind im deutschsprachigen Raum schätzungsweise 500 bis 600 Gesellen und Gesellinnen auf der Walz. Sie helfen vielerorts, den Mangel an Fachkräften zu lindern, zumindest, bis sie weiterziehen. **1**

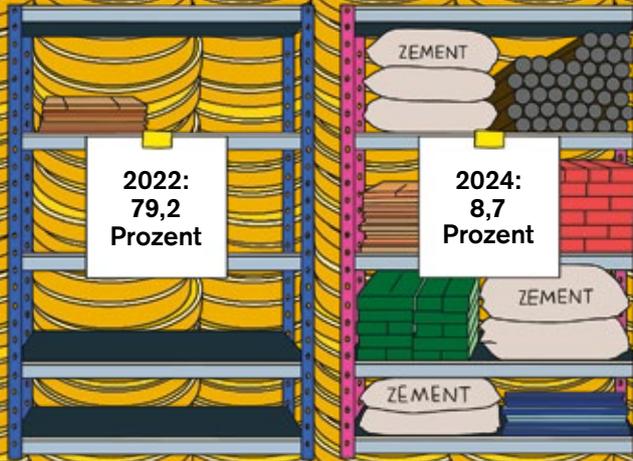
Pi mal Daumen

2024 machten die Handwerksbetriebe in Deutschland einen Umsatz von gut 750 Milliarden Euro. Das entspricht dem Verteidigungsbudget der USA.

Pullover stricken: rund 40 Stunden
Zahl der Kleidungsstücke, die Shein in 24 Stunden produziert: bis zu 100.000



Bauunternehmen, die von Materialengpässen berichten



Beschäftigte Handwerk: 5.600.000
Beschäftigte Automobilindustrie: 770.000



Durchschnittslohn (Monat, brutto)

Zimmerin/
Zimmerer:
3.489 €

Friseurin/
Friseur:
2.052 €

Im Kammerbezirk Düsseldorf wartete man 2023 durchschnittlich knapp zehn Wochen auf einen Termin mit einem Handwerksbetrieb.

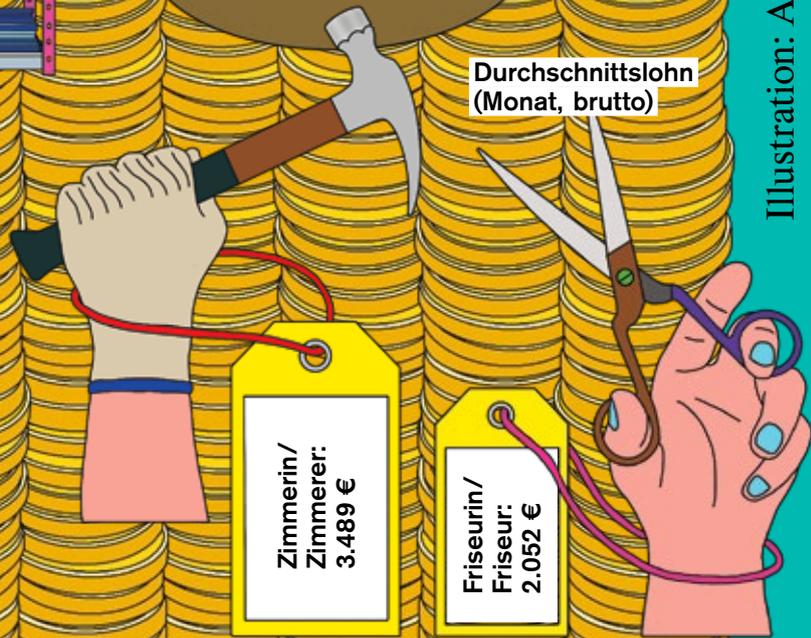


Illustration: Anny Peng



Text: Alina Schneider
Foto: Marcus Glahn

Nailed it

Die Nagelstudios sind fest in vietnamesischer Hand. Was weniger an südostasiatischen Traditionen liegt als am Vietnamkrieg – und an einem Hollywoodstar

Es riecht nach Lavendelöl und scharfem Nagellackentferner. Quinni setzt ihre elektronische Feile an. Behutsam feilt sie einen Gelnagel ab, Schicht für Schicht, bis sich zwischen ihr und ihrer Kundin ein Häufchen aus Keratin und Kunststoffstaub angesammelt hat.

Heute ist Quinni eine von drei Nageldesignerinnen im Studio. Die dunklen Haare hat sie zu einem Zopf gebunden, sie trägt French Nails mit weißen Blüten. Seit mehr als 21 Jahren arbeitet sie als Nageldesignerin: eine Weile selbstständig, inzwischen fest angestellt in einem kleinen Studio in einer Kölner Fußgängerzone. Früher kamen viele Kundinnen mit langen Nägeln und Extrawünschen. Heute setzt Hailey Bieber auf Instagram die Trends. Natürliche Nägel sind wieder angesagt. Auch an diesem Tag bleibt das große Bling-Bling aus. Quinnis Kundin wünscht sich rosa Gelnägel.

60.000 Nageldesignerinnen arbeiten in Deutschland, schätzt Terri Malon vom Verband Nagel Designer Deutschland. Verlässliche Zahlen gibt es nicht: Nageldesignerin ist in Deutschland kein anerkannter Ausbildungsberuf, und ein Nagelstudio kann jeder eröffnen, der ein kleines Startkapital und einen Gewerbeschein hat.

Malon schätzt, dass Deutsche mit vietnamesischem Hintergrund zwei Drittel der Studios hierzulande führen. „Vietnamesische Nagelstudios sind ein Klischee geworden. Das ist wie türkischer Döner“, sagt Quinni. Aber während der Kebab tatsächlich aus der Türkei kommt, hat Nageldesign wenig mit vietnamesischer Kultur zu tun.

Ursprünglich kommt die Nagelkunst, wie wir sie heute kennen, aus den USA. Als 1975 der Vietnamkrieg endete, flüchteten mehr als 100.000 Vietnamesinnen und Vietnamesen in die Vereinigten Staaten. Nach dem Sieg der Kommunisten fürchteten viele Unterdrückung und Folter, andere wollten der Not und dem Hunger im Land entkommen. Die US-Behörden errichteten Unterkünfte für sie. Eine, das „Hope Village“ in Nordkalifornien, gilt als Ursprung der heutigen westlichen Nagelkunst: Bei einem Besuch im Village war Tippi Hedren, die mit ihren Rollen in Hitchcock-Filmen ein Star geworden ist, bestürzt über die Lage der Geflüchteten. Hedren wollte helfen. Weil die Vietnamesinnen angeblich so fasziniert von ihren lackierten Nägeln waren, kam

sie auf die Idee, die Frauen zu Maniküristinnen ausbilden zu lassen.

Hedren organisierte den Unterricht, in dem die Frauen die Handanatomie, ein paar Sätze Englisch und den Umgang mit Lacken und Feilen lernten. Einige eröffneten bald eigene Salons. Ihr Wissen verbreitete sich unter den vietnamesischen Communitys in den Vereinigten Staaten, später auch in Europa.

Auf Besuchen in den USA eigneten sich Verwandte die Techniken an. So lernte auch Quinnis Mutter über eine Freundin, wie man Nägel macht. Anfang der Nullerjahre eröffnete sie in einem Wolfsburger Internetcafé ein Studio. Quinni war 15 und musste mit anpacken. Für ein paar Euro die Stunde feilte sie Nägel. Die Arbeit war hart: lange Öffnungszeiten, kaum Lohn, mäkelnde Kundinnen.

Heute stehen Nagelstudios häufig wegen schlechter Arbeitsbedingungen in der Kritik. Auch vietnamesischen Studios wird vorgeworfen, miserabel zu bezahlen oder schädliche Materialien zu verwenden. Gegen einige Studios laufen Prozesse wegen Schwarzarbeit, Geldwäsche und Menschenhandel.

Doch in den 1990er-Jahren setzten viele große Hoffnungen in die Nagelbranche. Mit den bunten Nägeln wehte ein Hauch American Dream nach Deutschland, auch für Deutschvietnamesen, die oft in schlecht bezahlten Jobs arbeiteten. „Für viele blieb wegen der Sprachbarriere nur Tellerwaschen oder Putzen“, sagt Quinni. Die Nagelbranche war ein Versprechen auf mehr Teilhabe. Vor allem für Tausende Vietnamesinnen, die als Vertragsarbeiterinnen in die DDR gekommen waren. Viele wurden mit der Wende arbeitslos und drohten so ihr Bleiberecht zu verlieren. Denn sich in Deutschland niederzulassen war für sie bis 1997 eigentlich nur mit selbstständiger Arbeit möglich. Wer nach Vietnam zurückkehrte, bekam sogar eine Abfindung. Ein eigenes Nagelstudio war daher verlockend: Die Kosten sind vergleichsweise gering, Sprachkenntnisse kaum nötig, die Techniken lassen sich schnell lernen, und man kann sie überall ausüben.

Vietnamesische Communitys tragen das Nagelgeschäft bis heute: Studios finden Mitarbeitende, Lieferanten und Kundinnen im eigenen Umfeld. Wer gründen will, bekommt oft Unterstützung aus der Familie und dem Bekanntenkreis.

Quinni allerdings blieb nicht lange im Studio ihrer Mutter. Mit 18 zog sie aus und landete über Umwege in Köln. „Da hat der Job zum ersten Mal Spaß gemacht“, erzählt sie. Sie bekam Komplimente, manchmal auch Trinkgeld. Plötzlich wurde ihre Arbeit wertgeschätzt.

Bis heute kommt sie deshalb an den meisten Tagen gerne ins Studio. Und freut sich besonders über den Plausch mit ihren Kundinnen. Chrom oder Babyboomer? Gel oder Shellac? Wie läuft's mit den Kindern? „Das ist der Teil, den ich an meiner Arbeit besonders mag.“

Quick & dirty #2

Wie fühlt sich
Arbeit an, die viele
brauchen, aber nicht
viele machen wollen?
Unsere Autorin
macht Praktikum als
Kanalarbeiterin



Wer Kanalreinigerin werden will, gehört besser zu den Lerchen und nicht zu den Eulen, denn es geht früh los. Schichtbeginn sechs Uhr, das heißt für mich um halb fünf aufstehen. Angekommen auf dem Gelände der Berliner Wasserbetriebe, empfängt mich ein Bus mit der Aufschrift „Ohne uns läuft nix“. Das stimmt: Ohne meine heutigen Kolleginnen und Kollegen würde kein Tropfen Wasser durch die gut 9.700 Kilometer Berliner Kanalisation ablaufen.

Der erste Halt: Kleiderkammer. Ich kriege ein blaues Shirt, blauen Pulli, neonfarbene Latzhose und Stiefel. Franziska Wenk begleitet mich zu den Fraenumkleiden. Sie nimmt mich heute unter ihre Fittiche. Als Mitarbeiterin ist sie hier die Ausnahme. In ihrer Abteilung arbeiten mehr Kevins als Frauen. Die 32-Jährige ließ sich bei den Wasserbetrieben zur Industriemechanikerin ausbilden. „Weil die Übernahmequote bei 100 Prozent liegt“, sagt sie. Aber auch, weil sie wissen wollte, wie ein Klärwerk funktioniert. Nach 14 Jahren unter Berlin kennt Wenk sich bestens aus mit dem Abwassersystem.

Die Berliner Kanalisation ist rund 150 Jahre alt und von Metropolen wie London abgeguckt. Dort stank es Mitte des 19. Jahrhunderts zum Himmel, weil die Menschen ihren Abfall samt Fäkalien in die Themse schmissen. Der Gestank war nicht mal das Schlimmste: Der Fluss verbreitete Krankheiten wie Cholera oder Typhus. In einem besonders heißen Sommer wurde „The Great Stink“ so unerträglich, dass die Londoner beschlossen, ein modernes Abwassersystem zu errichten.

Nach fünf Minuten Fahrt kommen wir an unserem Einsatzort an. Eine Straßenseite ist bereits gesperrt, ein Pumpwagen steht am Schachtdeckel (die Bezeichnung Gullydeckel ist falsch und wurde mir schnell ausgetrieben). Vier Männer stehen ums Loch und starren hinein. Ein Anblick, an den ich mich gewöhnen werde.

Der Schacht gehe gut sieben Meter in die Tiefe, erklärt einer von ihnen. Und sei genau genommen kein Schacht, sondern ein Düker. Ein Kanal also, der unter Hindernissen verläuft, in unserem Fall unter der U-Bahn. Mein Glück ist, dass wir heute keinen Abwasser-, sondern einen Regenwasserdüker reinigen. Das ankommende Wasser füllt den Düker und steigt auf der gegenüberliegenden Seite, hinter dem U-Bahn-Tunnel, an, sodass es den Düker wieder verlassen kann. Theoretisch. Denn in diesem Düker geht nichts mehr. Der Schlamm von Jahrzehnten steht drei Meter hoch im Rohr. Ich beuge mich über das Loch. Es stinkt nach Autowerkstatt. „Reifenabrieb“, sagt der Kollege neben mir. „Muss alles leer gesaugt werden.“

Einer der Kevins zeigt mir, wie ich den Schlauch des Pumpwagens per Knopfdruck bediene. Aber absaugen können wir gar nichts.

Der Schmock sitzt zu fest. Über einen anderen Schlauch lassen wir Wasser ins Loch laufen, um die Masse zu verdünnen. Wie viele Jahrzehnte der Düker nicht gereinigt wurde, weiß niemand. Wie wichtig es ist, sie mal zu reinigen, weiß die halbe Stadt, seit vor zwei Jahren wegen Dükerschäden eine mehrspurige Straße (der Kaiserdamm) abgesackt ist.

Es ist elf Uhr, und ich bekomme Hunger. Wenk sitzt schon im Auto mit ihrer instagramtauglichen Lunchbox: Vollkornbrot, körniger Frischkäse und Radieschen. Wenk lacht. Ihre Kollegen machen sich oft über ihr Mittagessen lustig. Ihnen reicht ein Brötchen von Backwerk, ein Energydrink und ein Kippchen.

Wie es ihr als Frau hier so ergeht, will ich wissen. Wenk zuckt mit den Schultern. Sie hat sich an die Sprüche gewöhnt, vor allem von Altkanalern, „die sind einen Zacken schärfer“. Sie mag ihren Beruf, gibt aber zu, dass der nicht für alle was ist. Regelmäßig steigt Wenk in Abwasserschächte, um Kameras oder Rohre zu reinigen. „Da klebt schon mal ein Nugget dran“, sagt sie. Das Duschen nach der Schicht ist Pflicht. Abwasser können krank machen. Morbus Weil ist eine Infektionskrankheit, die unter anderem durch Ratten, deren Urin oder kontaminiertes Wasser übertragen wird. Die Krankheit sei aber selten, beruhigt mich Wenk. Magen-Darm bekomme man schon häufiger, „wegen der Scheiße-Aerosole in der Luft“.

Der Schmock ist weg, jetzt geht es an den Abstieg. Ein Kollege erklärt mir den Gurt, der mich sichert, falls ich abstürze. „Das wäre keine Katastrophe, aber viel Schreiarbeit.“ Da ist er, der Kanalerhumor. Ich kriege ein Messgerät um den Hals, um den Schacht „freizumessen“ von gefährlichen Gasen, und klettere die Steigeisen hinunter. Unten reinige ich mit einem Hochdruckreiniger die Wände. Eine befriedigende Arbeit, übertreiben darf ich es aber nicht: Das Wasser kann ja nicht abfließen. Zurück im Tageslicht, wuchte ich den Deckel mit einem Eisenstab zurück auf den Kanal. Leider sieht jetzt niemand mehr, wie sauber es da unten ist.

Alles muss



Katharina Stadler (37) ist selbstständige Bäckermeisterin im Sauerland

Was braucht man, um deinen Job gut zu machen? Starke Nerven, Frustrationstoleranz, Flexibilität, Kreativität. Wichtig ist auch eine gute körperliche Konstitution. Ich muss 25-Kilo-Säcke stemmen und schwere Brotkästen aus dem Ofen wuchten.

Wirst du fair bezahlt? Das ist als Selbstständige so eine Sache. Ein Meistergehalt kann ich mir nicht auszahlen, und es gibt auch Monate, in denen ich nichts verdiene.

Stimmt deine Work-Life-Balance? Ich kann meinen Job so ausüben, wie ich möchte, das ist mir viel wert. Klare Grenzen zwischen Work und Life gibt es aber nicht: Mal kommen ungeplante Bestellungen rein, mal muss ich spontan einen Krankheitsfall vertreten.

Wer sollte deinen Job mal einen Monat lang machen? Vertretende vom Ministerium für Landwirtschaft und Ernäh-

Bürokratie, Bezahlung, Work-Life-Balance: drängende Fragen an sechs Gewerke

rung. Die würde ich gerne mal zum Arbeiten zu uns und in eine Großbäckerei schicken. Da erleben sie, was in Großbäckereien als billiger Butter- oder Schokoladenersatz genutzt und wie viel Zucker verwendet wird. Kurz: was unserer Gesundheit angetan wird, um ein paar Cents zu sparen. Und dann sprechen wir bitte über Förderungen, Bürokratieabbau und andere Unterstützungen für kleine Betriebe. Bei mir ist es dauerhaft so knapp, dass ich überlege, ob ich aufgeben muss.

Welches Klischee über deinen Job stimmt? Alle Bäcker sind müde. Das stimmt: Nacharbeit ist Horror. Machen wir zum Glück nicht, weil wir nur mit lang geführtem Sauerteig arbeiten. Der ruht über Nacht, und ich kann morgens ein bisschen später anfangen.

Welche Arbeit sollte dir eine künstliche Intelligenz abnehmen? Tatsächlich führe ich schon autonome Filialen mit Brotautomaten. Die werden gut angenommen. Eine KI dürfte mir jetzt gern noch das Kaufverhalten voraussagen und dabei Trends, das Wetter oder Straßensperrungen einbeziehen.

Illustration: Anny Peng



Luca Marie (23) ist im ersten Lehrjahr zur Goldschmiedin

Was braucht man, um deinen Job gut zu machen? Ein Auge für Details. Lust, kreativ zu arbeiten: Ich will mich in die Schmuckstücke einbringen. Was ich noch lernen muss, ist die Geduld. Einen Millimeter von einem Ring runterzufilen dauert ewig, da krampft die Hand. Am Anfang muss man durch einiges durch. Ich säge und feile mir oft in die Finger.

Wirst du fair bezahlt? In der Ausbildung verdiene ich wenig. Wenn ich nicht noch zu Hause wohnen würde, könnte ich mir das nicht leisten. Auch weil ich ein Auto brauche, um zur Arbeit und zur Berufsschule zu kommen. Später kann man mehr verdienen, wenn man gut ist.

man selber

Stimmt deine Work-Life-Balance? Ich gehe supergern zur Arbeit und arbeite danach zu Hause oft noch weiter in der kleinen Werkstatt, die ich mir eingerichtet habe.

Wer sollte deinen Job mal einen Monat lang machen? Menschen, die unglücklich sind in ihrem Job, damit sie sehen, wie erfüllend Arbeit sein kann. Ich habe neulich Ohringe für eine Kundin gemacht, die sie eines Tages an ihre Tochter vererben will. Tolles Gefühl.

Welches Klischee über deinen Job stimmt? Dass wir perfektionistisch sind.

Welche Arbeit sollte dir eine künstliche Intelligenz abnehmen? Eine, die Masse und Wert des Materials bestimmt. Das müssen wir in der Berufsschule in Mathe machen, und ich checke das einfach nicht.

Welchen Satz kannst du nicht mehr hören? Wenn Kundinnen oder Kunden reinkommen und „mal eben“ was repariert haben wollen. Da fehlt die Wertschätzung: Goldschmiedearbeiten sind aufwendig. Das ist nicht dasselbe, wie Ohringe für zwei Euro bei Temu zu bestellen.

Miguel Pereira (50) arbeitet seit 30 Jahren als Maurer und kam mit 18 Jahren aus Portugal nach Deutschland

Was braucht man, um deinen Job gut zu machen? Sorgfalt. Ich habe schon Klinkerpfeiler fertig gemauert und am nächsten Tag wieder eingerissen, weil sie nicht ordentlich waren.

Stimmt deine Work-Life-Balance? Nein, der Druck ist enorm: Überall fehlt es an Handwerkern. Ich arbeite auch nach

Feierabend und samstags. Auf den Baustellen sind wir nach den Tiefbauern die Ersten. Da sitzen dir die Zimmerleute, Fensterbauer und Elektriker im Nacken, weil sie auch ranwollen. Aber ein Maurer arbeitet nicht gut unter Druck.

Wirst du fair bezahlt? Wir arbeiten oft für Leute, die viel mehr Geld haben. Stört mich auch nicht, wenn die sich riesige Häuser bauen. Das ist ja Arbeit für mich. Was mich aber stört: wenn die, die Geld haben, unsere Arbeit dann schlecht bezahlen wollen.

Wer sollte deinen Job mal einen Monat lang machen? Die, die in ihren Büros sitzen und denken, eine Türleibung sei mal eben in zwei Stunden gemacht. Die sehen gar nicht, was da alles zugehört. Wenn schon Laminat liegt und Fenster drin sind, musst du erst mal alles abkleben. Und trocknen muss es auch.

Welche Arbeit sollte dir eine KI abnehmen? Die kann die schweren Zementsäcke tragen.



Jonas Winkler (33) hat eine Tischlerei und mehrere Hunderttausend Follower

Was braucht man, um deinen Job gut zu machen? Leidenschaft. Ohne Liebe für das, was man macht, kann man seine Arbeit nicht gut machen. Und wenn's Spaß macht, geht die Arbeit viel leichter von der Hand. Die Erfahrung habe ich erst in der Werkstatt gemacht.

Wirst du fair bezahlt? Mit eigenen Unternehmen variiert das. Aber ich bin sehr zufrieden. Und kann es mir leisten, viel Zeit in meine YouTube-Tutorials zu stecken. Social Media fressen etwa 75 Prozent meiner Arbeitswoche.

Stimmt deine Work-Life-Balance? Ich versuche, genauso viel Zeit mit meiner Familie zu verbringen wie im Job. Aber man unterschätzt bei der Balance den „Life“-Anteil: Ich habe zwei Kinder und zwei Hunde. Da ist immer viel los.

Wer sollte deinen Job mal einen Monat lang machen? Ich schmeiße die Tischlerei, habe ein Tattoostudio und einen

machen

Onlineholzhandel. Bei so vielen Jobs nebeneinander würde ich niemandem raten, mit mir zu tauschen.

Welche Arbeit sollte dir eine künstliche Intelligenz abnehmen? Verträge prüfen, alles andere mache ich gerne selber.

Bester Baustellenspruch? „Meintest du Millimeter oder Zentimeter?“



Nadia Miaoui (44) ist Friseurin. Sie führt seit fünf Jahren einen Salon mit vier Angestellten

Was braucht man, um deinen Job gut zu machen? Kreativität und Lust, mit Menschen zu arbeiten. Die meisten Kundinnen und Kunden schütten mir ihr Herz aus. Ich kann noch so gut Haare schneiden: Wenn der Vibe nicht stimmt, kommen die nicht wieder.

Wirst du fair bezahlt? Kein Stück. Als Selbstständige und alleinerziehende Mutter komme ich gerade so über die Runden. Neulich waren zwei Kolleginnen zwei Wochen krank. Ich musste Termine absagen. Da suchen sich die Leute ganz schnell einen anderen Salon.

Stimmt deine Work-Life-Balance? Da hat mich die Selbstständigkeit tatsächlich gerettet. Ich hatte in den vergangenen Jahren gefühlt immer ein Kind mit Fieber. Die konnte ich einfach mitnehmen, hier im Laden steht eine Couch. Welcher Arbeitgeber hätte das mitgemacht?

Wer sollte deinen Job mal einen Monat lang machen? Alle, die Berufe wie meinen herunterspielen. Die meinen, sie seien etwas Besseres. Bei mir sitzt die ganze Gesellschaft, von der Ärztin bis zum Bürgergeldempfänger. Wenn ein Bäcker heiratet, muss er zum Friseur. Wenn ich einen Kredit brauche, muss ich zum Bäcker. So einfach ist das.

Welche Arbeit sollte dir eine KI abnehmen? Meine Termine koordinieren.

Welchen Satz kannst du nicht mehr hören? Die Bezeichnung Friseur geht gar nicht. Und wenn jemand einen Termin will und sagt: „Geht auch ganz schnell. Ist doch nur ein Haarschnitt.“



Dimi Dalkeranidis (56) hat seit bald 30 Jahren eine Autowerkstatt

Was braucht man, um deinen Job gut zu machen? Neben technischem Verständnis auch die Oberarme: Ich muss ganz schön was wegwuchten, allein so ein Reifen ist nicht leicht.

Wirst du fair bezahlt? Ich verdiene gut, vor allem seit ich selbstständig bin. Ich bezahle auch meine Mitarbeiter fair.

Stimmt deine Work-Life-Balance? Ja, obwohl ich an Werktagen bis zu zwölf Stunden arbeite. Das Gute ist: Als Kfz-Mechaniker kannst du keine Arbeit mit nach Hause nehmen. Nach Feierabend habe ich Ruhe.

Wer sollte deinen Job mal einen Monat lang machen? Büromenschen. Viele, die den ganzen Tag am Computer sitzen, haben Bock, mal was mit den Händen zu machen.

Welches Schrauberklischee stimmt nicht? Dass Kfz-Mechaniker ein bisschen unterbelichtet sind. Bei mir kriegen die Kunden auch mal einen Crashkurs in griechischer Philosophie.

Welche Arbeit sollte dir eine KI abnehmen? Ersatzteile bestellen. Da sitzt du ewig am Computer und klickst rum.

Welchen Satz kannst du nicht mehr hören? Ich bin oft echt platt, und dann kommt ein Kunde und sagt: „Sei doch froh, dass du Stress hast. Stell dir vor, es wäre anders.“



Ob- acht!

Schleppen, knien, hämmern: Das Handwerk geht auf die Knochen. Baustellen zum Beispiel gehören zu den gefährlichsten Arbeitsplätzen des Landes. 2023 wurden mehr als 96.000 Arbeitsunfälle auf dem Bau gemeldet, 76 Menschen starben. Betroffen sind vor allem ausländische Beschäftigte, die oft prekär arbeiten. Dazu kommen eine große Dunkelziffer nicht registrierter Unfälle und langfristige Schäden. Straßenarbeiterinnen und Straßen-

arbeiter werden wegen des Lärms oft schwerhörig, wer jahrelang Heizkörper schleppt oder ganztags im Friseursalon steht, ist anfälliger für Arthrose und Bandscheibenvorfälle. Dabei fällt körperliche Arbeit mit steigendem Alter eh schwerer. Unter Dachdeckerinnen und Dachdeckern etwa arbeiten nur noch zehn Prozent, wenn sie über 60 sind. Für jeden Monat, den sie vor dem regulären Renteneintrittsalter aufhören, gibt es weniger Rente.



Cool down

Mehr Windkraft,
mehr E-Autos, weniger
Gasheizungen.
Deutschland soll CO₂-
neutral werden. Ohne
diese Jobs wird
das nichts

Am Rad drehen:
Rotorblatt-Techniker

Am Kletterseil von einem Windrad hängend, 140 Meter über der Nordsee oder den Feldern Brandenburgs: Rotorblatt-Techniker arbeiten auf den mehr als 30.000 Windrädern in Deutschland. Sie kontrollieren die Flügel auf Materialermüdung und reparieren kleinere Risse nach Stürmen oder Blitzeinschlägen. Wer lieber auf festem Boden steht, wird besser Servicetechniker für Windenergieanlagen. Der kümmert sich um alles innerhalb des Maschinenhauses oben auf dem Windrad, etwa Generator, Getriebe oder Bremsen.

Voraussetzungen für eine Weiterbildung zum Rotorblatt-Techniker sind eine Ausbildung als Mechatroniker, Kfz-Mechaniker, Schlosser, Zimmerer oder in einigen anderen Handwerksberufen und Schwindelfreiheit in großer Höhe. Die gute Nachricht: Die neueren Windanlagen haben einen Aufzug.

Pump it up:
Wärmepumpen-Installateurin

Kaum ein technisches Handwerk ist so gesucht, kaum eins so politisch wie das der Wärmepumpen-Installateurin. Über die Pumpe wird deftig gestritten. Sie ist teuer, und man muss lange auf den Einbau warten, aber: Ohne sie wird es schwer mit der Klimaneutralität. 2021 verursachten private Haushalte 13 Prozent der deutschen energiebedingten Treibhausgasemissionen. Weil die meisten noch mit Öl oder Gas heizen, spricht es verbrennen. Wärmepumpen dagegen ziehen die Wärme aus Luft, Boden oder Grundwasser, wie ein umgekehrter Kühlschrank.

Wärmepumpen-Installateurin ist kein Ausbildungsberuf: Die Geräte werden meist von klassischen Anlagenmechanikerinnen für Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik (SHK) installiert

und von einer Elektronikerin angeschlossen, die beim Netzbetreiber gelistet ist. Sind wie hier mehrere Gewerke zuständig, handeln unter anderem die Verbände aus, wer was machen darf.

Achtung: Fast die Hälfte der SHK-Azubis bricht die Ausbildung ab oder fällt durch die Prüfung. Aber wer es packt, hat einen Job sicher: Zehntausende Stellen sind offen.

Neue Horizonte:
Solarteur

Auf Dächern, Carports oder Feldern: Überall ist Platz für Photovoltaik. Der Solarteur weiß, wie und wie viel grüne Energie er rausholen kann. Klingt très chic, ist aber harte Arbeit: Ein Solarpanel kann bis zu 25 Kilogramm wiegen. Der Solarteur vermisst, rechnet, installiert die Panels und führt Wartungen durch. Zum Solarteur - oder Solarmonteur - kann sich weiterbilden, wer eine abgeschlossene Ausbildung in verwandten Feldern wie der Elektroanlagenmontage, SHK, als Dachdecker oder Fassadenbauer hat. Die Ausbildung zur Fachkraft für umweltschonende Energietechniken beinhaltet die Ausbildung zum Solarteur sogar schon.

Die Arbeit wird so schnell nicht ausgehen: Die meisten Bundesländer geben mittlerweile gesetzlich vor, dass auf den Dächern von Neubauten für Gewerbe, teils auch von Wohngebäuden, Solarpanels installiert werden müssen. Aktuell stammen rund 14 Prozent des deutschen Stroms aus Solar. Für einen klimaneutralen Strommix muss diese Zahl stark steigen.

Die den Saft hat:
Mechatronikerin für Hochvolttechnik

Rotorblatt-Techniker und Solarteure können arbeiten, so viel

sie wollen: Der grüne Strom muss zur Verfügung stehen, wenn er gebraucht wird. Das ist der Job einer Mechatronikerin für System- und Hochvolttechnik. Sie macht unter anderem aus Autos Elektroautos. Mechatronikerinnen verbauen die Batterie im Fahrzeug und verbinden sie mit einer Kühlung, damit sie nicht überhitzen und abbrennen kann. Immer mit isoliertem Werkzeug und Schutzkleidung: Auf den Batterien sind bis zu 800 Volt Spannung, schon 120 können tödlich sein. Verwandt sind die Elektronikerinnen für Energie- und Gebäudetechnik. Sie installieren unter anderem Batteriespeicher, die die Solarenergie vom Hausdach für die Zeit speichern, in der die Sonne nicht scheint.

Die duale Ausbildung dauert je dreieinhalb Jahre. Wobei an der Batterie weit mehr Ausbildungsberufe beteiligt sind (etwa Chemielaborantinnen oder Industriemechanikerinnen). Zukunft haben sie alle: Der Batteriemarkt wächst, auch in Deutschland wurden in den vergangenen Jahren einige neue Batteriefabriken gebaut.

Weichen stellen:
Gleisbauer

Ein Job, der beim Klimaschutz gern vergessen wird: Gleisbauer legen Schienen und Weichen für neue Bahnstrecken oder tauschen abgenutzte aus. Sie tragen Unebenheiten mit Schienenschleifern ab und ziehen Schwellenschrauben nach - mit großem Gerät, aber präzise. Gleise müssen millimetergenau verlegt werden, damit ein Zug später sicher darauf fahren kann.

Der Gleisbauer braucht drei Jahre Ausbildung und ist einer von vielen handwerklichen Berufen bei der Bahn. Zu tun gibt es genug: Bis 2030 will die Bahn mehr als 700 Kilometer Strecke neu und ausbauen und Tausende Kilometer existierender Schienen und Weichen sanieren. 

Wie viel Han

Geh durch die Fragen, rechne deine Punkte zusammen und finde es heraus

1) Wozu wird ein Zapfenstreichmaß eingesetzt?

- A** Keine Ahnung, aber klingt, als könnte ich eins gebrauchen.
- B** In der Tischlerei, um zwei Holzteile zu verbinden.
- C** Auf dem Oktoberfest, um das letzte Bier des Tages zu markieren.

2) In deiner Wohnung wird die Heizung nicht warm. Was machst du?

- A** „Papaaa?!?!“
- B** „Irgendwo muss doch die Nummer des Klempners stehen!“
- C** „Hm, Manometer im roten Bereich, vielleicht muss Heizwasser nachgefüllt werden. Hoffentlich kein defektes Membran-Ausdehnungsgefäß.“

3) Wie viele der 630 Abgeordneten im Bundestag haben einen Handwerks-hintergrund (also eine Ausbildung im Handwerk oder einem handwerks-verwandten Beruf)?

- A** Zwölf, also nur ein paar mehr als Studierende und Azubis.
- B** 41, also fast sieben Prozent.
- C** Weiß nicht, aber der Vater von Franz Josef Strauß war Metzger.

4) Wie hoch ist der Frauenanteil im Handwerk?

- A** Laut Statistischem Bundesamt rund 10 Prozent, da ist noch Luft nach oben.
- B** 50 Prozent, läuft.
- C** In welchem Beruf genau? Da gibt es große Unterschiede.

5) Welches Nomadenvolk ist bekannt für seine Silberschmiedekunst?

- A** Die Tuareg aus Nord- und Westafrika.
- B** Die Qashqai aus dem Iran.
- C** Die Ostfriesen.

6) Wo findet man diese Schilder und wovor warnen sie?



- A** An Flughäfen: vor herabfallenden Flugzeugteilen, Sturzgefahr wegen herumstehenden Koffern und Schwerlastgepäck.
- B** Auf Baustellen: vor herabfallenden Gegenständen, Absturzgefahr und schwebender Last.
- C** In Schulen: vor Umbauarbeiten, Stühlen ohne Kippelstopper und Hausaufgaben.

steckt in dir

dwerk

7) Welches dieser Handwerke setzt auf künstliche Intelligenz?

- A** In Bäckereien analysieren Sensoren im Gärschrank, wie reif der Teig ist.
- B** In Autowerkstätten führen Roboter Ölwechsel durch und machen danach eine Probefahrt.
- C** Korbflechter lassen sich von einer Software empfehlen, welche Flechttechnik zu welcher Weidenrute passt.

8) Wessen Logo ist das?



- A** Strauss, Marktführer im Bereich Berufskleidung.
- B** Red Feather, einer der größten Polsterbetriebe Europas.
- C** DDG, die Berufsgenossenschaft der Dachdeckerinnen und Dachdecker.

9) Worauf verzichtet die 1.400 Jahre alte japanische Miyadaiku-Bauweise?

- A** Auf Treppen: Obergeschosse gibt es nicht.
- B** Auf Nägel, Schrauben und andere Metallteile, das Holz wird ineinandergesteckt.
- C** Auf eine Dämmung, mit Miyadaiku werden nur Sommerhäuser gebaut.

10) Wofür steht die Abkürzung ZDH?

- A** Zahntechniker Dentalhygiene, einer der bestbezahlten Ausbildungsberufe.
- B** Zentralverband des Deutschen Handwerks.
- C** Zum Dollen Hirschen: das älteste Wellnesshotel im Allgäu.

11) Welche ist deine Lieblings-DIN-Norm?

- A** DIN 3110. Dank ihr passen die Doppelmaulschlüssel auf meine Schrauben.
- B** DIN A5, die perfekte Balance zwischen Platz und Kompaktheit.
- C** Die Gurkenorm der Europäischen Union.

12) Wo ist die Hochburg des deutschen Uhrmacherhandwerks?

- A** In Glashütte, einer Kleinstadt im Erzgebirge.
- B** Uhren werden in der Schweiz gebaut.
- C** Im schönen Mittenwald, wo zwischen Wetterstein und Karwendel die Zeit stillsteht.

13) Wer erhielt 1949 den vermutlich ersten Meisterbrief der BRD?

- A** Bill Gates, Meister der Informationselektronik.
- B** Konditormeister Wolfgang Süßzahn.
- C** Karl Heinz Burger, ein Schreinermeister.

DU DELEGIERST (bis 10 Punkte)

Du weißt, dass du zwei Hände hast, und kannst einen Hammer von einer Zange unterscheiden. Für alles andere suchst du dir halt die Telefonnummer von Leuten raus, die wissen, was sie tun.

DU BASTELST (11 bis 20 Punkte)

Sägen, schrauben, backen, wursten: Du nimmst die Dinge in die Hand. Aber das Hobby zum Beruf machen? Da braucht es noch ein bisschen Übung.

DU PACKST AN (ab 21 Punkten)

Dreckige Hände? Kann man waschen. Paragraphen und Normen? Endlich mal eine Herausforderung. Fachwissen? Ist es nur, wenn man's anwenden kann. Das Handwerk? Bist du.

AUSWERTUNG



C2	C0	C0	C0	C0	C1	C0	C0	C0	C1	C1	C2	C0
B1	B1	B1	B2	B0	B1	B2	B1	B0	B0	B2	B1	B2
A0	A2	A2	A1	A1	A2	A1	A2	A0	A2	A0	A0	A1
13)	12)	11)	10)	9)	8)	7)	6)	5)	4)	3)	2)	1)

A woman with red hair, wearing a black cap, glasses, and a dark blue t-shirt, is working on a ceiling. She is holding a yellow-handled screwdriver and a pair of green wire cutters. She has tattoos on her arms: a black lace-like design on her right arm and a colorful parrot on her left arm. She is wearing a black tool belt with a green strap and a black bag. The background is a white ceiling with recessed lighting.

Wo

Protokolle: Anne Waak
Fotos: Diana Pfammatter

der Hammer hängt

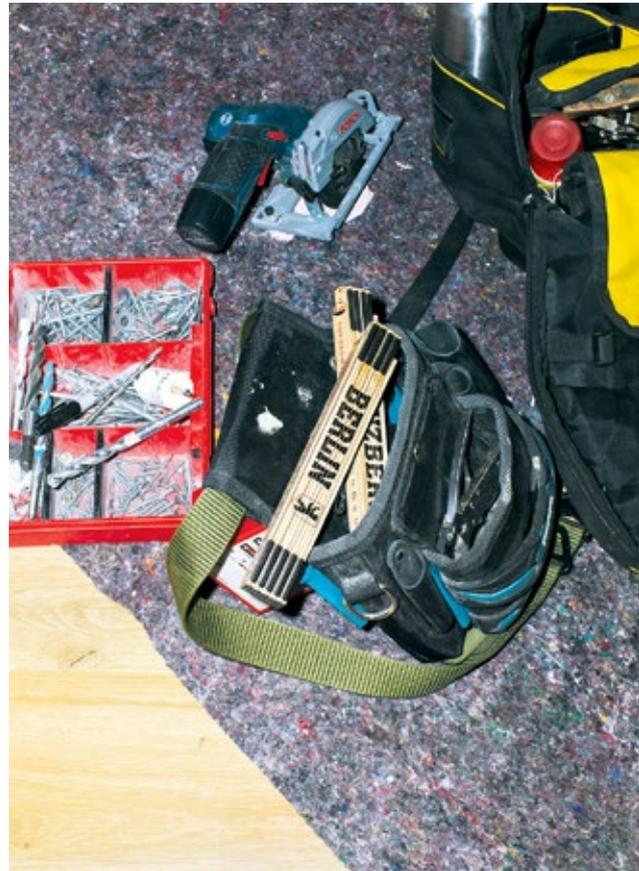
Wenige Branchen sind so männlich wie das Handwerk. Also hat Charly Machin die *Driller Queens* gegründet. Sie bohren, spachteln und malern gegen Klischees und Mackertum an

Charly Machin, 40

Bei uns zu Hause in Wales war meine Mutter diejenige, die die Dinge reparierte. Erst mal selbst versuchen, bevor man jemanden engagiert, das war ihre Haltung. In meinem früheren Job als Grafikdesignerin in einem Berliner Start-up wurde ich so schlecht bezahlt, dass ich mit Handwerks- und Reparaturarbeiten was dazuverdienen musste. 2019 wurde ich gefeuert und beschloss, komplett umzusatteln.

Mit jeder Baustelle wurde mir klarer, wie groß der Bedarf für einen feministischen und inklusiven Handwerksdienst ist. Die schlimmsten Geschichten erzählten alleinerziehende Mütter. Immer wieder fragen Handwerker beim Betreten der Wohnung, wo denn ihr Mann oder Freund sei. Das hat mich so wütend gemacht. Die Driller Queens sollten anders sein, ein sicherer Raum, eine Plattform, die Handwerksleistungen für Menschen aller Geschlechtsidentitäten vermittelt.

Viele Gewerke werden weiblicher, die Zahl der Kfz-Mechatronikerinnen, Tischlerinnen und Lackierinnen steigt zum Beispiel. Laut Statistischem Bundesamt sind aber nur 10 Prozent der Beschäftigten Handwerkerinnen, und nur jede sechste Meisterprüfung wird von einer Frau abgelegt



Keren Gerlitz, 47

Ich bin von Anfang an bei den Driller Queens dabei. Ich mache vor allem die Elektrik, tausche etwa Steckdosen aus und installiere Lampen.

Bei den Driller Queens kommen Menschen aus der LGBTQ+-Community aller möglichen Sprachen und Kulturen zusammen. Wir behandeln einander mit Respekt, Egos spielen eine viel kleinere Rolle, als ich das im Handwerk vorher erlebt habe. Seit ich als Queen unterwegs bin, passiert es mir nicht mehr, dass ich als Handwerkerin misstrauisch beäugt werde oder dass meine Qualifikation angezweifelt wird.

Uns beauftragen ganz normale, freundliche Leute. Nur einmal landeten wir bei einem, der verlangte, dass wir zwei Porträts von Militärs in Wehrmatsuniformen aufhängen. Ich komme aus einer jüdischen Familie, meine Großeltern haben das Konzentrationslager überlebt. Meine Kollegin fragte mich, ob sie das übernehmen sollte. Ich entschied mich, den Job durchzuziehen. Charly war schockiert, dass wir nicht direkt abgebrochen hatten. Sie erklärte dem Kunden, dass wir nicht mehr für ihn arbeiten würden.

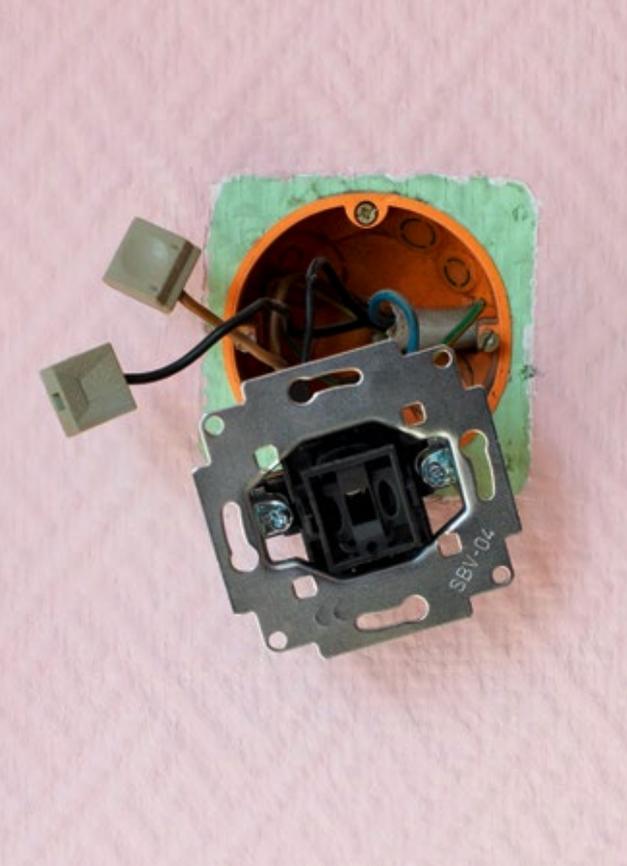
Charly Machin

Unsere Versicherung erlaubt einfache Klempnerarbeiten. Starkstrom, Unterputz-Elektrik und andere Jobs, für die wir derzeit keine qualifizierten Queens haben, machen wir nicht.

Die meisten arbeiten freiberuflich für uns: Sie bestimmen, wann sie arbeiten, wie viel und welche Jobs sie annehmen wollen. Ich versuche seit fast drei Jahren, eine Person mit Klempnerausbildung zu finden, die Englisch und Deutsch spricht und freiberuflich für uns arbeiten möchte – erfolglos. Dabei zahlen wir deutlich besser als der Berliner Branchendurchschnitt. Ich träume von ein paar Azubi-Queens. Aber ausbilden darf man nur mit einem Meisterbrief, und den hat niemand in unserem Team. Ich kann mir aber vorstellen, dass wir bald ein Trainingsprogramm aufsetzen.

Jule Jäck, 33

Ich arbeite im Kundendienst der Driller Queens, bin also die Brücke zwischen den Queens und der Kundschaft. Wertschätzung ist uns wichtig. Ein Auftrag fängt damit an, dass



Lange galt auf dem Bau ein Berufsverbot für Frauen. Erst seit 1994 dürfen auch Frauen im Westen Deutschlands im Baugewerbe arbeiten

die meisten, welche Pronomen ich nutze. Was viele Handwerker nicht verstehen: Es ist etwas anderes, ob ich in einer Werkstatt arbeite oder in jemandes Schlafzimmer. Es ist wichtig, gut zu kommunizieren, sanft und rücksichtsvoll zu sein. Die Wohnung ist ein intimer Ort, an dem ich das Chaos und den Schmutz in Grenzen halten sollte.

Unsere Kundschaft besteht überwiegend aus Expats, wohnt also erst seit Kurzem in Berlin. Menschen, die lange hier sind, bitten Freundinnen oder die Familie, beim Aufhängen ihrer Küchenschränke zu helfen. Wenn du diese Kontakte noch nicht hast, stehst du allein da. Für diese Menschen wollen wir Driller Queens da sein.

Charly Machin

Zu Beginn bestand unser Team ausschließlich aus Personen, die sich als Frauen identifizieren. Aber zum einen ist Diskriminierung am Arbeitsplatz völlig zu Recht illegal. Und zum anderen erreichen wir Diversität auch nicht, wenn wir cis Männer ausschließen. Wir haben immer mal wieder trans Queens im Team, fähige, umwerfende Menschen, denen die Arbeit in anderen Unternehmen allein wegen ihrer Genderidentität unmöglich gemacht wurde.

Terril Scott, 47

Ich habe Kunst studiert und jahrelang in der Requisite und Metallgestaltung gearbeitet. Trotzdem gucke ich in überraschte Gesichter, wenn mich Leute in einer Metallwerkstatt antreffen. Nicht alle gehen davon aus, dass ich als Frau handwerkliche Kenntnisse haben könnte, selbst in einer Stadt wie Berlin. Das frustriert mich. Ich kann verstehen, dass viele das Gefühl haben, Handwerksberufe seien ihnen nicht zugänglich.

Für die Driller Queens betreue ich auch ein paar Kitas. Das ist meine liebste Beschäftigung. Wenn ich etwas repariert habe, lasse ich die Kinder ausprobieren, und wir schauen zusammen, ob alles funktioniert. Neulich

kam ein Mädchen, das mir unbedingt ihre Warnweste, ihren Schutzhelm und einen kleinen Werkzeuggürtel zeigen wollte. Ein anderes Kind war ganz erstaunt, dass ich mehr Werkzeuge habe als sein Vater.

Charly Machin

Gerade versucht das Handwerk, mehr Frauen für eine Ausbildung zu begeistern. Aber niemand kümmert sich darum, was danach passiert. Die machen ihren Abschluss und werden in diese männlich dominierte, stark von Diskriminierung geprägte Arbeitswelt entlassen. Mir kommt das Engagement für mehr Frauen im Handwerk oft vor wie ein Lippenbekenntnis.

wir nach den Pronomen fragen, mit denen die Leute angesprochen werden wollen.

Was uns noch von anderen Firmen unterscheidet: Bei uns haben auch die eine Chance, die keine klassische Ausbildung gemacht haben. In der Arbeitswelt ist kaum Platz für Personen, die nicht nach Schema F arbeiten und besondere Bedürfnisse haben. Wir haben ein paar neurodivergente Queens, von ADHS bis Autismus. Allein dass es dafür hier ein Bewusstsein gibt und das Wissen, wie man dem respektvoll begegnet, ist eine Ausnahme im Handwerk.

Charly Machin

Unsere Kundschaft beauftragt uns aus drei Gründen: Sie hat keinen Bock auf die Diskriminierung und sexuelle Belästigung. Sie will die Idee hinter den Driller Queens unterstützen. Und nicht alle in Berlin können sich auf Deutsch verständigen. Alle Queens sprechen Englisch und meist auch weitere Sprachen.

Yoav Admoni, 41

Ich kenne die Driller Queens schon länger, war aber immer davon ausgegangen, dass ich als cis Mann nicht Mitarbeiter werden könnte. Heute mache ich alles - vom Möbelaufbau bis zum Anbringen von Regalen, Lampen und Waschbecken. Manchmal fürchte ich, die Leute könnten enttäuscht sein, dass ihre Queen ein cis Mann ist und keine queere Frau. Aber da wir schon vor dem Hausbesuch in Kontakt stehen, wissen



Sieht nach Arbeit aus

**Was früher zur Arbeit getragen wurde,
liegt heute in Millionen Kleiderschränken.
Eine kleine Modenschau...**

Kapuzenpullover



Sylvester Stallone trägt ihn als Rocky, Zendaya hat einen und Robert Habeck auch: Wenige Kleidungsstücke sind so universell beliebt wie der Hoodie.

Kapuzenmäntel wurden schon in der Antike getragen, den ersten Pullover mit Hood produzierte aber in den 1930er-Jahren die New Yorker Firma Champion. Er sollte Menschen warm halten, die sich bei eisigen Temperaturen bewegen: College-Sportlerinnen und Militärschüler, Bauarbeiter, Baumpfleger und Arbeiter in Tiefkühllagern. Ihnen gab der Hoodie maximale Bewegungsfreiheit, während die Kapuze den Kopf wärmte. Deshalb ist der Bund an Ärmeln und Rumpf klassischerweise auch enger geschnitten: Er hält Wind und kalte Luft ab.

Ab den 1970er-Jahren trugen viele Dealer und Sprayer die Kapuze, um ihre Identität vor der Polizei zu verbergen. Bis heute machen sich in den USA rassistische Vorurteile am Hoodie fest. Etwa die Vorstellung, Schwarze und People of Color seien krimineller als weiße US-Bürgerinnen und -Bürger.

Clogs

Schuhe aus Holz waren in vielen europäischen Ländern verbreitet. In den Niederlanden trugen Fischer, Handwerker und Bauern schon vor 850 Jahren Holzpantoffeln. Der „Klompemacher“ wurde dort ein eigenständiges Handwerk, es gab landesweit Tausende der Holzschuhmacher. Heute ist der Beruf vom Aussterben bedroht.

Die Fabrikbelegschaft im Großbritannien des 19. Jahrhunderts trug eine andere Variante des Clogs. Sie brauchte robustes Schuhwerk. Reine Lederschuhe waren teuer, also nagelten sie kurzerhand eine Lederhaube auf einen passenden Holzklötz.

Seit den 1970er-Jahren sind die Clogs immer wieder Trend, die High Fashion interpretierte sie neu: mit höheren Absätzen, Lederriemen und mehrfarbigen Designs. Arbeitsschuhe sind die Clogs geblieben, dank der Crocs, ihrer außerirdischen Cousins. Die haben das Holz durch geschäumten Kunststoff ersetzt. Das macht sich gut auf den Aquaplaning-Böden in Krankenhäusern und Großküchen dieser Welt.



„Tabi-Boots sind der wichtigste Fußabdruck meiner Karriere“, sagte der Modedesigner Martin Margiela einmal. Die Schuhe, die einen Spalt zwischen großem Zeh und Restfuß lassen, verlangen besondere Socken – und Mut. Ende der 1980er-Jahre erstmals auf dem Laufsteg präsentiert, werden sie zu einem Symbol der Anti-Fashion-Bewegung. Mit unmodischen Schnitten, geknitterten, billigen Stoffen und der Nichtfarbe Schwarz rebellierten Margiela und andere gegen den ausufernden Modekonsum. Heute sind die Tabi-Stiefel beliebt bei allen, die zeigen wollen: Ich kenne mich mit Mode aus und bin bereit, dafür zu zahlen.

Erfunden hat Margiela die Schuhe aber nicht. Zehensocken gibt es in Japan bereits seit dem 15. Jahrhundert. Damals glaubte man, getrennte Zehen würden Geist und Körper ins Gleichgewicht bringen. Die Socken waren oft aus Leder, um sie auch draußen tragen zu können. 1922 erfanden die Brüder Tokujirō und Shōjirō Ishibashi die Tabi-Schuhe („jika-tabi“), indem sie den Ledersocken eine Gummisohle gaben. Bis heute werden die Schuhe in Japan auf dem Bau, in der Landwirtschaft, beim Gärtnern und Rikschafahren getragen. Die gespreizten Zehen und die Gummisohle sorgen für Halt, die Oberfläche ist oft aus feuerfestem Material. Es gibt sogar Versionen mit Stahlkappen.

Tabi-Stiefel



Beanie



Die Wollmütze soll aus dem mittelalterlichen England stammen, wo die „Monmouth-Mütze“ für Seemänner, Soldaten und Arbeiter als unverzichtbar galt. Am Rand war eine Schlaufe angestrickt, um sie an Jacke, Gürtel oder im Helm zu befestigen.

Der Name „Beanie“ ist angeblich von „Bean“ (Bohne) abgeleitet, einem alten Slangbegriff für den Kopf. In den USA schworen später auch Kohlearbeiter, Schweißer oder Mechaniker auf die Mütze: Sie lag so eng an, dass die Haare bei der Arbeit nicht ins Gesicht fallen konnten und dass die Beanie nicht – wie so viele Hüte – vom Kopf rutschte. Später kamen Schirme dazu, die vor der Sonne schützen sollten. Daher gilt die Beanie heute als Vorläuferin des Basecaps.



Latzhose

Galt als Look von Sonderpädagogen, Schwangeren und Peter Lustig. Dabei schützt sie vor allem Handwerkerinnen und Handwerker vor Schmutz und Funken.

Wer die Hose erfunden hat, ist unklar. Populär machte sie Levi Strauss, der von Bayern nach Kalifornien ausgewandert war. Gemeinsam mit dem Schneider Jacob Davis patentierte Strauss 1873 eine Hose aus robustem Denim mit vernieteten Taschen: perfekt für die vielen Goldsucher an der Westküste. Als Hose der Arbeiterklasse setzte sich der „Levi's Waist Overall“ auch bei Eisenbahnarbeitern und Cowboys durch. Wobei er mehr der heutigen Jeans als einer Latzhose ähnelte. Firmen wie Lee, Carhartt oder Dickies erzählen ihre Gründungsgeschichten entlang der Latzhose, wie wir sie kennen: mit Brustlatz und Hosenträgern.

Auch die Sklaven in den US-Südstaaten trugen Hosenträgeroveralls aus Denim. Die Bürgerrechtsbewegung griff das später auf: Die Latzhose wurde zum Symbol für Schwarze Communitys und die Arbeiterklasse. Und mit dem Ersten Weltkrieg auch zu einem der arbeitenden Frau: Viele US-Amerikanerinnen arbeiteten in Fabriken und brauchten geeignete Kleidung. Die deutsche Frauenbewegung entdeckte die Latzhose in den 1970er-Jahren für sich, und zwar in der Farbe Lila.

Springerstiefel

Den Springerstiefel erfanden Militärs im Zweiten Weltkrieg: Die Gummisohlen und die Schnürung bis auf Schienbeinhöhe sollten Fallschirmjägern Halt geben. Nach Kriegsende 1945 entwickelte der deutsche Arzt Dr. Klaus Märtens eine bequemere Version: die Dr. Martens. Die ersten Schuhe waren fast vollständig aus Restbeständen des Militärs produziert. Die Stiefel wurden – oft mit Stahlkappe verstärkt – zur inoffiziellen Uniform der Arbeiterklasse: Polizistinnen, Postboten, Fabrik- und Forstarbeiter schätzten den Schuh, weil er strapazierfähig, wasserfest und trotzdem bequem war.

Später machten britische Subkulturen wie die Skinheads, Hard Mods und Punks die Stiefel zum Markenzeichen der Unangepassten, bevor schwarze Stahlkappenstiefel zur Uniform der Neonazis wurden. Mittlerweile haben die geschnürten Stiefel so viele Trends und Subkulturen überlebt, dass sie endgültig im Mainstream angelangt sind. Die wenigsten Modelle sind heute noch baustellentauglich: Je nach Job und nötiger Schutzklasse müssen Arbeitstiefel besondere Auflagen erfüllen. ➔

Nicht John Travolta, nicht Cher, nicht ABBA: Die Schlaghose geht auf die Kluft verschiedener Handwerksberufe zurück. Der Schlag ist nach den zwischen den Unterschenkeln aneinanderschlagenden Stofflappen benannt. Und hat mehrere Vorteile: Er verhindert, dass Sägespäne oder Funken in den Schuhen landen. Schiffszimmerer konnten die Hosenbeine einfach hochklappen, damit sie nicht nass wurden. Matrosen sollte der Schlag gegen Höhenangst und Seekrankheit helfen: Durch das breite Hosenbein sieht man das Schwanken des Schiffes weniger, und beim Segelsetzen wird der Blick nach unten verdeckt. Traditionell haben die Hosen von Matrosen zwei seitliche Reißverschlüsse, damit sie den schweren Stoff schneller vom Leib kriegen, sollten sie mal über Bord gehen.

Schlaghose





Bist du sicher?

Seit dem Überfall
auf die Ukraine
steigt die Nach-
frage nach privaten
Über Menschen,
die bauen, was
nie gebraucht wird



Acht Meter tief,
Stahlbeton,
strahlenfest:

Bunkern.

hoffentlich



Text: Kristina Ratsch
Fotos: Jana Islinger

Vergleicht man die globale Sicherheitslage mit einer riesigen Zündschnur, wäre das Ende momentan nur daumenlang. Russland überfällt sein Nachbarland und bringt damit Krieg nach Europa. US-Präsident Trump droht, die NATO zu verlassen. Klimaforschende melden 2024 als heißestes Jahr seit Beginn der Aufzeichnungen. Und auf der Münchner Sicherheitskonferenz sprechen sie von „Multipolarisierung“, einer Welt also, die reich ist an Konflikten und arm an gemeinsamen Regeln und Institutionen.

Während einige diese Lage verdrängen und andere sie für die Angelegenheiten anderer halten, hat sich Christian Klaus jetzt mal gekümmert.

„Alle fangen an zu spinnen“, sagt er. Die deutsche Regierung, die überlegt, Marschflugkörper an die Ukraine zu liefern? Spinnt. Putin? Spinnt. Und Trump sowieso.

Deshalb steht Klaus, 46, in Arbeitshose und Besser-haben-als-brauchen-Einstellung, an einem Morgen Ende April in einem tiefen Loch. In das will er für sich und seine Familie nicht nur ein Haus bauen, sondern auch einen Bunker. Klaus betreibt ein Garten- und Bauunternehmen in einer Kleinstadt in Bayern. Wo genau, soll hier bitte nicht verraten werden: Wenn es brenzlig wird, soll nicht das ganze Dorf vor seiner Bunkertür stehen. Blick nach unten: Betonboden. Blick nach rechts: eine Panzertür, eine Tonne schwer, so dick wie eine gespreizte Erwachsenenhand. Wo man auch hinguckt: Stahlfaserbeton, der in den blauen Himmel ragt.

Panik habe er nicht, sagt Klaus, aber Videos gesehen. In denen, die Bekannte aus der Ukraine schickten, wurden Wohnhäuser im Kugelhagel einfach durchlöchert, Autos brannten aus und mittendrin: Zivilisten. Ihn habe schockiert, wie viel sie abbekommen, sagt Klaus. Dabei seien die Häuser dort, so, wie er das beobachtet habe, häufig aus robustem Backstein. „So ein 36,5-Außenziegel, wie er in Deutschland für bessere Wärmedämmung überall verbaut wird, hält ja nichts aus.“ Klaus deutet auf ein Gebäude gegenüber. „Wenn ich bei einem Angriff hinter so einer Wand stehe, sehe ich aus wie ein Schweizer Käse.“

Mit dem Überfall auf die Ukraine, mit solchen Videos und Gedanken kamen Fragen auf: Wie gut sind wir vorbereitet? Wie gut bin ich es selbst? Und worauf eigentlich? Christian Klaus ist nicht der Einzige, der sich das fragt. Offizielle Umsatzzahlen gibt es nicht. Laut Medienberichten soll das Geschäft mit Bunkern und privater Schutzausrüstung aber wachsen. Selbst Discounter verkaufen inzwischen Pop-up-Bunker zum Aufstellen, Schutzwesten und Panzertüren.

Der Mann, der den Bunker für Klaus geplant hat, heißt Peter Aurnhammer. Er steht an diesem Morgen auch in der Baugrube, beugt sich über den Bauplan und erklärt Klaus, wie die Filteranlage funktioniert. Aurnhammer hat Raumausstatter und Kfz-Mechatroniker gelernt, Maschinenbau studiert und vor vier-einhalb Jahren seine Firma „Deutsches Schutzraum-Zentrum“ gegründet. Seither verkauft er, was am besten nie gebraucht wird.

Die Anfragen kämen im Takt der Nachrichten rein, erzählt Aurnhammer. Eine impulsive Äußerung von Trump, ein Truppenaufmarsch, eine Meldung über Panzerlieferungen, schon blinke sein Anrufbeantworter unaufhörlich, und er komme mit den Mails kaum mehr hinterher.

Die, die sich bei ihm melden, sorgen sich um Stromausfälle oder dass die Front in der Ukraine bricht. Die Ärzte, die Aurnhammer anrufen, fürchten sich vor allem vor radioaktiver Strahlung. Großväter wollen einen Bunker für ihre Kinder und Enkel, die Enkel wollen einen, weil die Großeltern einen hatten und so durch den Zweiten Weltkrieg gekommen sind. Man könnte sagen: Ihre Angst ist gut fürs Business. Aurnhammer sagt: „Wir sind Dienstleister, die Kunden treffen ihre eigenen Entscheidungen.“

Nicht nur die Deutschen interessieren sich gerade für Bunker, laut Medienberichten steigen die Verkäufe auch in den USA, Italien oder Frankreich. In anderen Ländern müssen sich die Menschen weniger Gedanken um Schutzräume machen. Finnland hat seine Hauptstadt Helsinki komplett unterkellert. In Friedenszeiten werden die Gewölbe unter anderem als Konzertsaal oder Schwimmhalle genutzt. Im Ernstfall sind sie in drei Tagen zu Schutzräumen umgebaut, die deutlich mehr Menschen fassen als die 650.000 Einwohnerinnen und Einwohner Helsinkis.



In der Schweiz sind private Schutzräume im ganzen Land üblich. Vor gut 60 Jahren, während des Kalten Krieges, wurde ein Gesetz eingeführt, das allen einen Schutzraumplatz in der Nähe ihres Zuhauses zusichert und Schutzräume für Neubauten vorschreibt. Das Gesetz gilt bis heute, allerdings nur noch für größere Neubauten: Es gibt – von örtlichen Lücken abgesehen – genügend Plätze für alle Bürgerinnen und Bürger.

579 öffentliche Bunker gibt es noch in Deutschland. Wie gut sie schützen, wird gerade untersucht

brach. Nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine stoppte das Bundesinnenministerium die Rückabwicklung im März 2022. Derzeit sind noch 579 öffentliche Schutzräume in Staatsbesitz. Teilweise müssten die noch reaktiviert werden. Und Platz bieten sie nur für 480.000 Menschen, nicht mal ganz Nürnberg käme unter. Das Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe arbeitet deshalb an einem Bunkerschutzplan und prüft, wie es U-Bahnhöfe, Tiefgaragen und Kellerräume öffentlicher Gebäude nutzen könnte.

Die, die nicht auf den staatlichen Schutz warten wollen und das Geld haben, rufen weiter Aurnhammer an. Er und seine Mitarbeitenden berechnen, wie groß ein Bunker für eine vierköpfige Familie sein müsste und wie dick die Wände. Er überlegt, wie man Keller in einem Bestandsbau bombensicher macht. Er berät Architekten, die noch nie einen Bunker eingebaut haben, wo die Filterkammer hinmuss und wo die Tür, erklärt Lüftungstechnikern, wie sich Schutz- und Wohnraumbelüftung so trennen lassen, dass keine kontaminierte Luft in den Schutzraum strömt, und dem Sanitärbetrieb, wie das Trockenklosett funktioniert.

Sein Kassenschlager, sagt Aurnhammer, sei ein Schutzraum von 20 bis 35 Quadratmetern, Klo mit Spülung, Dusche, Küche, Betten für drei Personen. Der liege bei 35.000 Euro.

Der Bunker von Christian Klaus dagegen sei was Besonderes, der liege über dem Standard: knapp acht Meter tief, Betongüte C30/37. Die Wände hielten dreimal mehr Explosionsdruck stand als die des Standard-Schutzraumes, sagt Aurnhammer, dazu Artilleriegeschossen, Sprengkörpern, Brandwaffen, Splittern, Gas und atomarer Strahlung.

45.000 Euro hat Klaus bezahlt, er kann mit seinem Bauunternehmen viel selber machen. Ohne diese Eigenleistungen läge so ein Bunker bei knapp 80.000 Euro. „Aber“, Klaus klopft gegen die Panzertür, „wenn die Hiroshima-Atombombe im Umkreis von 500 Metern einschlägt, sind wir in dem Ding sicher.“

Die Wiese neben der Baustelle blüht löwenzahngelb, vor dem angrenzenden

Supermarkt steigen Menschen mit Bäckertüten in ihre Autos, Klaus' Mitarbeiter trinken Mezzomix. Pause auf der Baustelle, alles wirkt friedlich, idyllisch, ein ziemlicher Kontrast zur Dystopie, die in der Baugrube besprochen wird. Klaus zuckt mit den Schultern. Ein Bunker sei wie eine Lebensversicherung. „Wenn man's nicht braucht, ist's gut.“ Zur Not, also wenn es keinen Notfall gibt, übe sein Sohn halt im Bunker Schlagzeugspielen.



Unterirdischer Service: Unternehmer Peter Aurnhammer



Bin ich gut vorbereitet?
Und worauf eigentlich?
Hier schafft Bauherr Christian Klaus Antworten auf diese Fragen

Freunde aus der Schweiz hätten ihm ihren Schutzraum im Keller vorgeführt, erzählt Aurnhammer, da habe er eine Marktlücke erkannt. Denn in Deutschland sieht der Zivilschutz anders aus, oder wie Aurnhammer und Klaus sagen: „Es gibt keinen.“

2007 beschlossen Bund und Länder, die Schutzräume für die Bevölkerung aufzugeben, sie nicht mehr zu warten und bestenfalls zu verkaufen. Einige sind mittlerweile zu Diskotheken, Hotels oder für die Pilzzucht umgebaut, der Rest liegt

Quick & dirty #3

Wie fühlt sich
Arbeit an, die viele
brauchen, aber nicht
viele machen wollen?
Unsere Autorin
macht Praktikum als
Kammerjägerin



Text: Lena Fiedler
Fotos: Milan Koch



Er reicht mir zur Begrüßung nicht die Hand, sondern seinen Ausweis. Fred Finger, 53, ist TÜV-geprüfter Schädlingsbekämpfer. Sein Büro ist in einem Wohnhaus untergebracht. Ein Mitarbeiter koordiniert gerade die Termine der nächsten Wochen, als Fingers Handy klingelt. Ein neuer Kunde. Finger legt auf. „Ratten in Zossen.“ Die müssen warten, Finger ist ausgebucht. Wenn Ratten ins Haus kommen, dann meist durch die Toilette, erklärt er. „Wer nicht will, dass die beim Toilettengang Guten Tag sagen, sollte sich eine Rattenklappe ins Abwasserrohr einbauen.“ Mit diesen Bildern im Kopf geht es zum ersten Termin an den Berliner Stadtrand.

Im Hinterhof sind in den vergangenen Wochen Ratten gesichtet worden. An der Hauswand sind Löcher. Bei den Mülltonnen raschelt es. Finger streift sich Handschuhe über und prüft eine Falle, die er hier vor ein paar Tagen aufgestellt hat. Das Tötungsmittel seiner Wahl sind dieses Mal Hartwachsblöcke in bunten Farben, die an eingeschweißte Spülmaschinentabs oder Schwimmflügel erinnern.

Als Kammerjäger kümmert sich Finger um Schädlinge aller Art, um Schaben, Bettwanzen und Flöhe, Ameisen und Hornissen. Aber Fingers Herzensprojekt sind Ratten. Die sind in einigen Stadtteilen ein echtes Problem. „Was mich ärgert, sind die herumliegenden Essensreste“, sagt Finger. Achtlos fallen gelassene Snacks, Restaurantmülltonnen mit leckeren Abfällen, ein Food Court für Nager. Schätzungen zufolge kommt auf jeden Berliner eine Ratte, mindestens.

Finger kontrolliert den Köder in der Falle. Bissspuren. Aber kleine. Mäuse, keine Ratten. „Kollateralschaden“, sagt Finger. Abgesehen davon, dass viele Menschen Nagetiere nicht leiden können, sind sie auch ein gesundheitliches Risiko: Ratten und Mäuse können unter anderem das Hantavirus übertragen, eine Erkrankung, die grippeähnlich verlaufen, aber auch mit Nierenversagen enden kann. Finger ist also nicht zu traurig über den „Kollateralschaden“, den seine Rattenbox angerichtet hat. Vielleicht hat eine Rötelmaus abgebissen, die in einem Busch in der Nähe ihr Ende gefunden hat. Finger sagt, „langsam entschläft“: Dieses Rattengift hemmt die Blutgerinnung im Körper, das Tier verblutet nach und nach innerlich.

Tote Tiere bekommt Finger daher selten zu sehen, sie sterben erst einige Tage nach seinem Einsatz. „Beerdigung gibt's nicht“, sagt er. Aber Töten gehört zu seinem Beruf. Manchmal arbeitet Finger auch mit Schlagfallen. Wenn der herabsausende Metallbügel das Tier in der Falle nicht sofort tötet, muss Finger es selbst erschlagen. Dafür hat er einen japanischen Schlagstock gekauft. Wer keinen zur Hand hat, solle es mit einem Spatenstich durchs Genick versuchen, rät Finger. Wie man richtig tötet, also schnell und möglichst qualfrei, hat er in der Ausbildung gelernt.

Finger sammelt die Fallen ein und bringt sie zu seinem Auto, das mit seinem Spirit Animal bedruckt ist: dem Gecko. Er ernährt sich von Schaben und anderen Schädlingen. Finger findet: Das passt zu ihm. Im Kofferraum regiert das Chaos. Er wühlt sich durch Kisten und taucht mit einer Sprühdose wieder auf. Kältespray. Damit nebel ich die Rattenfallen ein, damit es sich die Spinnen, die in die Box gekrabbelt sind, nicht im Auto gemütlich machen. Zum Glück die einzigen Tiere, die ich heute töten muss.

Aber Kammerjäger sind nicht nur Henker. Er sei auch Psychologe und Detektiv, sagt Finger. Detektiv, weil er oft erst ermitteln muss, wer der Schädling ist, wie er hereinkam und wie man ihn wieder loswird. Psychologe, weil Finger oft Leuten beisteht, die Ekel und Panik haben. Wer Schädlinge zu Hause hat, sei psychisch oft belastet, sagt er. „Wo alle rausrennen, gehen wir rein.“ Deswegen seien in seinem Metier viele Betrüger unterwegs, die die Unsicherheit ausnutzen und horrenden Summen verlangen gegen Ungeziefer, das zwei Stunden später zurückkehrt.

Auch wenn es anders klingt: Fred Finger ist noch gar nicht lange Kammerjäger. Eigentlich hat er Krankenpfleger gelernt. Dann kam der Burn-out. Eine Berufsberatung brachte ihn auf die Schädlingsbekämpfung. „Gottes Wege sind unergründlich“, sagt Finger. Viele seiner Kollegen seien Quereinsteiger wie er. „Niemand wird mit dem Wunsch geboren, Kammerjäger zu werden“, sagt Finger und fährt zum nächsten Einsatz. In einer Ferienwohnung sind Ratten eingezogen. 

Abbes macht

Text: Luise Land
Fotos: Thomas Pirot

Aus der
Wüstenstadt
Tataouine in
die rheinland-
pfälzische
Provinz:
Abbes Sebbah
lernt in Wittlich
Elektroniker.
Denn Fach-
kräfte braucht
das Land



Mit Händen, die rissig sind von der Arbeit, fädelt Abbes Sebbah Kupferdraht auf eine Spule, die später einen Elektromotor in Bewegung bringen soll. Sechs oder sieben Stunden sitzt er hier an der Werkbank hinten links. Im Hintergrund heult ein Akkuschauber, „Zutritt nur in Schutzkleidung“, mahnt ein orangefarbenes Schild.

An anderen Tagen baut Abbes Steuergeräte für Lüftungen zusammen, verdrahtet Schaltschränke für Photovoltaikanlagen und lötet Leiterplatten. Seit zweieinhalb Jahren lernt der 27-Jährige beim Elektronunternehmen Klein in Wittlich.

Aufgewachsen ist Abbes in Tataouine, einer Stadt mit engen Gassen im Süden von Tunesien. Seine drei Schwestern, sein Bruder und seine Mutter leben dort. Aber im Sommer will Abbes hier, in der rheinland-pfälzischen Provinz, die Prüfung zum Elektroniker für Maschinen- und Antriebstechnik ablegen.

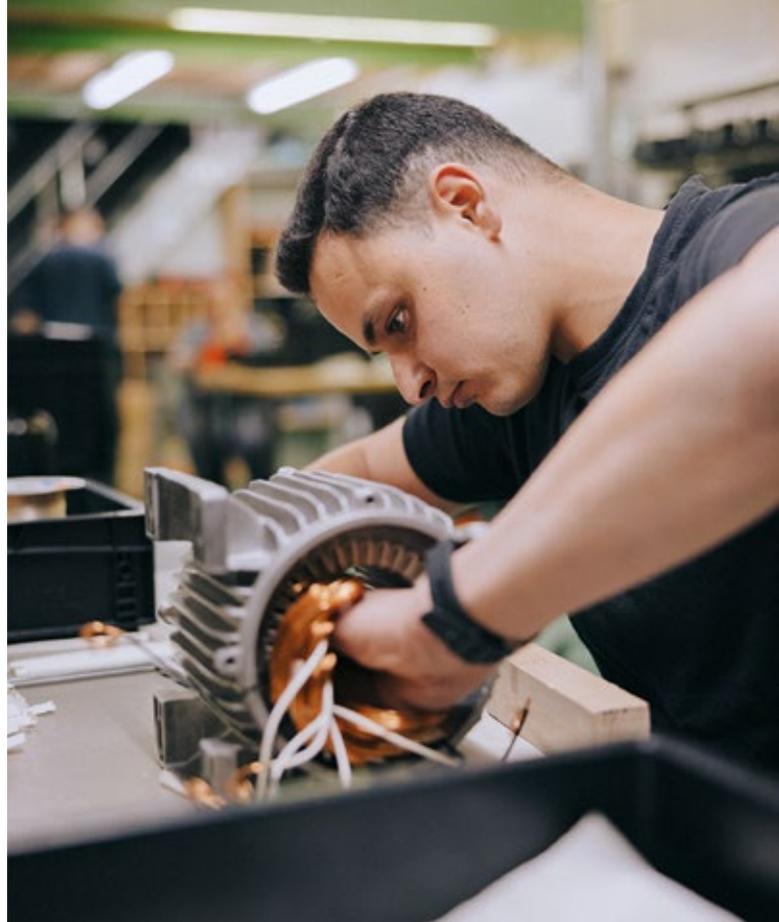
Überall im Land suchen Unternehmen nach Personal, vor allem in der Kinderbetreuung, der Kranken- und Altenpflege, in der Physiotherapie und in den Elektroberufen. Schon 2021 errechnete das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, dass jedes Jahr 400.000 ausländische Fachkräfte einwandern müssten, um die Renteneintritte der geburtenstarken „Babyboomer“-Jahrgänge aufzufangen. 400.000 netto, das heißt, die, die auswandern, sind bei dieser Zahl schon abgezogen.

Da liegt es nahe, Arbeitskräfte aus dem Ausland anzuwerben. Das Handwerk Baden-Württemberg möchte Auszubildende aus Indien, Nepal, Südafrika, Ruanda und Indonesien gewinnen, die Industrie- und Handelskammer Südthüringen wirbt vietnamesische Jugendliche an. Abbes hat sich beim THAMM-Projekt beworben, mit dem Bund und EU in nordafrikanischen Ländern Auszubildende und qualifizierte Fachkräfte suchen.

Es riecht nach Lack und heißem Metall. Ein Mann mit weißem Bart dreht eine Schraube in die Platte aus Polyester und Glasfaser vor sich. Zwei Reihen weiter zieht sich eine blonde Frau Gummihandschuhe über. 61 Menschen arbeiten bei Klein Elektronik.

„Ich könnte drei Monate am Stück Schaltschränke verdrahten, aber nicht zwei Tage Leiterplatten löten“, sagt Abbes zwischen den Werkbänken. Schaltschränke sind seine liebste Arbeit, „sauber arbeiten, Kopfarbeit, das macht Spaß“. Abbes lächelt und guckt dann schnell wieder weg, auf den grauen Werkstattboden.

Als Abbes im November 2022 am Frankfurter Flughafen ankommt, ist es bewölkt und kalt. Die ersten zwei Wochen schläft er bei Yessin im Wohnzimmer. Yessin ist auch Azubi aus Tunesien, er hat im Lehrjahr vor ihm begonnen. Abbes spricht Deutsch, B1. Sechs Monate Deutschkurs, Abschluss-



prüfung, dann organisierte das THAMM-Projekt Bewerbungsgespräche mit verschiedenen Unternehmen für ihn.

Abbes bezieht eine Einzimmerwohnung am Stadtrand von Wittlich. Sein erster Tag? Er erinnert sich kaum. „Deutsch war schwer, in der Berufsschule habe ich mit niemandem geredet.“ Aus dem Fenster guckt er ins Grüne. Er mag die Natur, die Ruhe, die verschnörkelten Dächer und hellroten Fassaden am Marktplatz. 20.000 Menschen leben hier. Im türkischen Supermarkt kauft er Gewürze. Abbes kocht jeden Tag, Couscous zum Beispiel mit Rindfleisch und Kichererbsen. Sein Arbeitsweg für die nächsten Jahre: zehn Minuten zu Fuß, zehn Minuten Bus, dann ist er angekommen am Flachbau von Klein Elektronik im Industriegebiet.

Yessin sagt, Abbes sei schüchtern, nicht nur auf Deutsch, auch auf Arabisch. Abbes freundet sich mit Yessin an und mit Abo aus Syrien und Youssef aus Marokko. Im Sommer sitzen sie auf den Treppenstufen neben der Lieser, die durch die Kleinstadt plätschert. Alle vier sind in den vergangenen Jahren nach Deutschland gekommen und haben bei Klein Elektronik gelernt. In Leipzig und Regensburg hat Abbes weitere Freunde, die er aus Tunesien kennt. Sie hätten ihm erzählt, dass ihre Kollegen sie manchmal nicht in Ruhe lassen,

dass sie Rassismus erleben. „Aber ich habe Glück“, sagt Abbes. Er werde nicht schief angeschaut, er habe nicht das Gefühl, hier fehl am Platz zu sein. „Die Menschen in Wittlich sind gut.“

Wenn er Heimweh hat, geht er im Park spazieren oder ins Fitnessstudio, laufen oder boxen, damit er nicht allein in seiner

mpere



Ist Deutschland attraktiv für ausländische Fachkräfte? Geht so. Im OECD-Ranking, das 2023 die Attraktivität der Industriestaaten für hochqualifizierte Fachkräfte gemessen hat, liegt Deutschland auf Platz 15 von 38. Hinter Neuseeland, Schweden, der Schweiz oder Australien. Die Gründe sind unter anderem die langwierige Einbürgerung, die schleppende Digitalisierung, aber auch die geringere gesellschaftliche Akzeptanz von Migrantinnen und Migranten

Wohnung sitzt. Er liest viel, über Philosophie und Physik, von Stephen Hawking zum Beispiel, und zeichnet gerne. Abbas zieht sein Smartphone aus der Hosentasche, zeigt ein Foto von einer Bleistiftzeichnung: ein Adler, der in Flammen steht.

Zwei- bis dreimal im Jahr fliegt er nach Tunesien. Er besucht seine Familie, seine Großmutter, tanzt auf Hochzeiten und campst mit Freunden in der Sahara. Dort sind 48 Grad, die Sonne brennt. Seine Schwester war sieben, als er nach Deutschland ging. Sie vermisst er am meisten, sagt Abbas.

fluter: „Wie geht es deiner Familie damit, dass du in Deutschland bist?“

Abbas: „Geht so. Ich telefoniere jeden Abend mit meiner Mutter, oft mit Video. Gestern hat sie mir gezeigt, wie meine kleine Schwester mit zwei Babykatzen spielt. Meine Familie ist traurig. Aber sie verstehen, dass ich hier sein muss. Dass ich bald Geld verdiene, das ich nach Hause schicken kann.“

In Deutschland verdiente Abbas schon im ersten Lehrjahr mehr als das Doppelte von dem, was er in Tunesien als Elektriker kriegen würde. Reicht das als Grund, um ein altes Leben zurückzulassen und ein neues zu beginnen, gut 2.000 Kilometer entfernt? Warum ist er nach Deutschland gekommen? Abbas muss überlegen. Er guckt auf den Tisch vor sich im Meetingraum von Klein Elektronik.

Abbas: „Ich interessiere mich schon immer für Technik. In Tunesien habe ich Maschinenbau studiert, aber ich wollte mehr über Elektronik lernen. Würde ich diese Ausbildung in Tunesien machen, würde ich die meiste Zeit in der Schule sitzen und wenig im Betrieb lernen. Aber vor allem muss ich Geld verdienen.“

Und was erhofft sich Klein Elektronik davon?

„Fachkräfte“, sagt der Geschäftsführer Christopher Klein. „Wir hatten schon Jahre, in denen wir so gut wie keine guten Bewerbungen von Deutschen bekommen haben.“

Die größten Herausforderungen seien die Wohnungssuche und der Papierkram, sagt Klein. „Einen Vermieter zu finden, der Wohnungen an eine Person vermietet, die noch nicht mal im Land ist, ist wirklich schwer. Und Aufenthaltsgenehmigungen dauern lange und sind kompliziert.“ Menschlich dagegen habe es noch nie Probleme gegeben. THAMM bereite die Auszubildenden schon zu Hause sehr gut vor. Teil der Anwerbung sind interkulturelle Trainings, die auf den Alltag und die Gesellschaft in Deutschland einstellen sollen, auf den Einkauf auf dem Wochenmarkt, die Mittagspause mit dem neuen Kollegium oder Behördengänge. Bundesweit hat das Projekt 486 Personen vermittelt, davon fast zwei Drittel in Ausbildungen. Laut THAMM gibt es kaum Auszubildende, die das Programm abbrechen.

Im Sommer schließt Abbas ab. Der Betrieb hat ihm gerade einen B2-Sprachkurs zugesagt, um sein Deutsch weiter zu verbessern. Erst mal will Abbas bei Klein Elektronik bleiben, sich nach ein paar Jahren vielleicht zum Energieberater weiterbilden und damit selbstständig arbeiten. Sein eigenes Ding machen. Seinen Kopf mehr anstrengen.

fluter: „Glaubst du, dass du in zehn Jahren in Deutschland lebst?“

Abbas: „Auf keinen Fall. Meine Geschwister und meine Mutter wollen nicht nach Deutschland kommen. Jetzt muss ich Geld verdienen, dann will ich zurück.“

Für Klein Elektronik ist das kein Rückschlag. Er suche früh das Gespräch, um zu erfahren, was die Auszubildenden im Betrieb halten würde, sagt Geschäftsführer Klein. Aber in der jüngeren Generation gebe es einfach weniger, die nach der Ausbildung langfristig bleiben, ganz egal ob sie aus Wittlich kommen oder über das THAMM-Projekt. Yessin hat sich gerade entschieden, in Deutschland zu bleiben, seine Freundin aus Tunesien lebt inzwischen hier. Klein hofft, dass auch Abbas bleibt. „Die Hoffnung stirbt zuletzt“, sagt er. „Aber selbst wenn Abbas nur seine Ausbildungszeit bei uns arbeiten würde, bringt uns das schon weiter.“

Wie ticken

In einem Dorf im Schweizer Jura-gebirge, zwischen Berggipfeln und Uhrenwerkstätten, trafen sich im Herbst 1872 mindestens 200 Menschen, um die Welt neu zu ordnen.

Sie kamen aus England, Italien, Spanien und Russland, Frankreich und der Schweiz. Ihr Treffpunkt: das Hôtel de la maison de Ville im Ort Saint-Imier, in dem vor allem Uhrmacher lebten.

Um eine Uhr herzustellen, waren damals um die 300 Einzelteile und mehr als 50 verschiedene Arbeitsschritte nötig. Die waren lange auf verschiedene Personen verteilt, auf Uhrmacher, Graveure, Federmacher und viele andere, die in kleinen Ateliers arbeiteten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde aus diesem stillen Handwerk ein lautes: US-amerikanische Firmen konnten Uhren in Fabriken plötzlich so günstig herstellen, dass auch die Mittelschicht sie sich leisten konnte. Für die Schweizer Unternehmer war klar: Bei diesen Preissenkungen mussten sie mithalten können.

Sie gründeten auch im Jura Fabriken, in denen Maschinen größere Teile der Arbeit übernahmen. Um die Produktion zu beschleunigen, stellten die Unternehmer auch ungelernete Arbeiter für einfache Handgriffe ein. Die waren leicht zu ersetzen und kosteten weniger Lohn. Saint-Imier wurde ans Eisenbahnnetz angeschlossen, immer mehr Arbeitssuchende aus der Schweiz und dem Ausland kamen.

Doch wegen der starken internationalen Konkurrenz, der Industrialisierung und mehrerer Wirtschaftskrisen sanken die Löhne. Traditionelle Uhrmacher verdienten gerade genug, um zu überleben. Die Fabrikarbeiter hatten es noch schwerer. In der Fabrik zählte Tempo: Wer sich ablenken ließ oder zu spät kam, wurde bestraft. Die Uhrmacher waren es gewohnt, selbstbestimmt zu arbeiten, in kleinen Werkstätten. Diese

Freiheiten schienen vorbei. Die Krisen, die mit der Industrialisierung über ihr Tal hereinbrachen, sahen viele Uhrmacher als Symptome des wachsenden Kapitalismus. Arbeiterinnen und Arbeiter hatten keine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, keinen Kündigungsschutz, keine Lobby. Also begannen sie, sich selbst zu organisieren. Im Schweizer Jura gründeten sich Gruppen der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA).



die

Die IAA war eine Vereinigung von Arbeitern aus aller Welt, gegründet 1864 in London. Sie setzte sich zum Ziel, die Arbeiterklasse vor Ausbeutung zu schützen. Es gab zwei große Strömungen: Die Kommunisten, allen voran Karl Marx, fanden, die Arbeiter müssten das System stürzen und die Kontrolle übernehmen. Die Anarchisten, wie Michail Bakunin und viele der Schweizer Uhrmacher, meinten, man müsste System und Staat komplett abschaffen. Marx forderte eine starke Führung der Arbeiterbewegung, Bakunin lehnte Autorität ab.

Als Marx 1872 ein IAA-Treffen ausrief und mehrere bekannte Anarchisten ausschloss, beriefen die einen Gegenkongress ein. Im September 1872 trafen sich Anarchistinnen und Anarchisten aus ganz Europa im Hôtel de la maison de Ville. Sie gründeten die Antiautoritäre Internationale und beschlossen einstimmig die Abschaffung aller Herrschaft.

Ihr Manifest passt auf zweieinhalb A4-Seiten. Sie forderten eine Gesellschaft, in der niemand das Sagen hat;

Wie ein Schweizer Uhrmacherort zu einem Zentrum der Anarchie wurde

eine Welt, in der Menschen sich freiwillig und gleichberechtigt zusammenschließen und selbst über ihre Arbeit bestimmen, ohne Fabrikbesitzer, ohne Staat und ohne Besitz. Eine Gesellschaft, in der aber auch unklar blieb, wie Grundrechte gesichert oder Konflikte gerecht gelöst werden könnten.

In den 1870er-Jahren wurde die Gegend zum Zentrum der anarchistischen Bewegung. Die Juraföderation, die zu guten Zeiten 400 Mitglieder hatte, gab Zeitschriften heraus, sammelte Geld für Gleichgesinnte, organisierte Streiks und Kongresse, auf denen besprochen wurde, wie sie die wirtschaftlichen Krisen ihrer Zeit abwenden könnte. Pjotr Kropotkin, einer der bekanntesten Anarchisten, schrieb in seinen Memoiren: „Die Art, wie jeder jeden als Gleichen sah und behandelte, die ich in den jurassischen Bergen fand, die Unabhängigkeit im Denken und Ausdruck [...] sprachen meine Gefühle noch viel mehr an; und als ich die Berge nach gut einer Woche Aufenthalt bei den Uhrmachern wieder hinter mir ließ, standen meine sozialistischen Ansichten fest: Ich war ein Anarchist.“

Lange hielt die Hochzeit der Antiautoritären Internationalen nicht. Eine weitere Wirtschaftskrise traf die Uhrenindustrie, viele Mitglieder verloren ihre Arbeit. Im Oktober 1880 konferierte die Juraföderation ein letztes Mal. Manche Anarchisten wollten ihre Ziele gewaltsam erreichen und versuchten, Könige und Kaiser zu ermorden. Eines der Opfer war Kaiserin Sisi. Die meisten Mitglieder der Juraföderation machten aber in Gewerkschaften weiter.

Vor zwei Jahren trafen sich erneut Anarchistinnen und Anarchisten aus aller Welt in Saint-Imier, zum 150. Jahrestag der Antiautoritären Internationalen. Auf dem Programm: Workshops zu Abtreibungsrechten und zur Klimakrise, Kletterkurse und anarchistisches Jodeln. Oberhalb des Festivalgeländes erinnert im Dorf eine Straße an die revolutionäre Idee und ihren Anführer. Die Rue Bakounine ist eine Sackgasse. ➔

Text: Paulina Albert

denn?

Schwarz-Tag zer

Die zwei sitzen auf Europaletten in der Einfahrt. Den Döner in der einen Hand, der Ayran neben ihnen. Die Sonne scheint, es ist ruhig: Pause auf der Baustelle. Dann, plötzlich, kommen zehn Einsatzwagen angefahren, wie im Film. Einer nach dem anderen hält, Uniformierte springen heraus und stürmen die Baustelle des schicken Mehrfamilienhauses im Berliner Südwesten. Einige gehen auf die Handwerker zu, auch auf die beiden Landschaftsgärtner mit ihren Dönern, andere versperren die Ausgänge. Ein Wort prangt auf ihren schuss-sicheren Westen: Zoll.

Die Finanzkontrolle Schwarzarbeit, kurz FKS, ist eine Spezialeinheit. Sie bekämpft illegale und nicht angemeldete Beschäftigung, also Arbeit, für die zwar Lohn gezahlt wird, aber keine Steuern oder Sozialabgaben wie etwa an die Krankenkasse. Das Institut der deutschen Wirtschaft schätzt, dass mindestens 3,3 Millionen Menschen in Deutschland schwarzarbeiten, besonders häufig junge Männer. Laut der FKS wurde der Staat so allein im Jahr 2023 um mindestens 615 Millionen Euro betrogen.

Ein paar Stunden zuvor, die Sonne geht gerade erst auf, aber die Gänge eines Backsteingebäudes in Berlin-Tempelhof sind voll. 6.30 Uhr, Dienstbeginn bei der FKS. Zu ihrem Schutz sollen die Namen der Einsatzkräfte geheim bleiben. Nur einer nennt seinen: Ronny Tillmann, 45, Team- und heute einer der Einsatzleiter.

Tillmann ist seit 2009 bei der FKS, er kam fünf Jahre nach ihrer Gründung. In Schutzausrüstung eilt er durch die Gänge, trifft letzte Vorbereitungen für die Prüfung. So heißt der Einsatz in Zollsprache. Heute steht ein besonders großer an: Mit knapp 30 Leuten fährt die FKS auf Baustellen und in Gastronomiebetriebe. Zwei Gewerbe, in denen Schwarzarbeit besonders verbreitet ist.

„Wie immer: Passt aufeinander auf“, sagt Tillmann bei der Einsatzbesprechung im Konferenzraum. Fotos von Hauseingängen und Baustellen laufen über einen Bildschirm. Sie gehen Funkkanäle, Anfahrt und ihre Abläufe durch. Trotz penibler Vorbereitung könne sie alles erwarten, sagt Tillmann: von einer Vorzeigebaustelle über Arbeitsausbeutung bis hin zu Menschenhandel. „Wir sehen manchmal großes Elend.“

Text: Judith von Plato
Foto: Yannis Konstantinos



Mindestens 615 Millionen Euro soll der Schaden durch Schwarzarbeit betragen. Geld, das dem Staat fehlt. Geld, das die Spezialeinheit FKS reinholen soll

Im Jahr 2023 hat die FKS rund 42.600 Arbeitgeber überprüft, im Schnitt 116 am Tag. Allein im Baugewerbe leitete sie mehr als 18.000 Verfahren ein, die mit hohen Bußgeldern oder sogar Freiheitsstrafen enden können.

„Schwarzarbeit schadet allen“, sagt Tillmann, „nicht nur dem Staat.“ Den Renten- und Sozialkassen fehlt Geld. Die Steuern für Einzelne können steigen, wenn nicht alle ihre Steuern zahlen. Es werden weniger Arbeitsplätze geschaffen. Betriebe, die ehrlich abrechnen, seien zum Teil nicht wettbewerbsfähig, sagt Tillmann. Und die Schwarzarbeitenden selbst seien großen Risiken ausgesetzt: Sie arbeiten unversichert, haben keine Ansprüche auf Rente oder Mindestlohn. Genau genommen nicht mal auf ihren Lohn, wenn der mal nicht kommt.

Die Döner auf der Baustelle liegen angebissen auf einem Stapel Pflastersteine. Einer der beiden Landschaftsgärtner hat sich eine Zigarette angezündet und ascht in eine Schubkarre. Sein Kollege, ein Azubi, fährt sich immer wieder durch die Haare, schielt herüber. Aber die Zigarette muss warten, er ist noch nicht volljährig. Wie sein Chef heißt, wie viel Urlaub er hat, ob sein Lohn überwiesen wird? Fragt ein Beamter und notiert die Antworten auf einem Fragebogen.

„Achtet auf die Hände“, zischt Tillmann. Er beobachtet einen Bauarbeiter, der in den Hosentaschen kramt. Die Hände behält er immer im Blick, um auf mögliche Angriffe schnell reagieren zu können. Seinen Beruf lege er nie ganz ab, wird Tillmann später erzählen. Selbst wenn er privat in ein Restaurant geht, zähle er zuerst die Arbeitskräfte und suche den Raum nach Ausgängen ab.

Das Funkgerät an Tillmanns Brust krächzt: Ein Kollege im Haus kann die Arbeitsverhältnisse eines ukrainischen Bauarbeiters nicht klären. Hinterm Haus befragt ein Zollbeamter auf Polnisch einen Stahlbauer. Er hat einen Mitarbeiter aus Polen mitgebracht ohne die notwendige Bescheinigung. Bisher kommen alle, denen die FKS an diesem Tag ein Vergehen nachweist, aus dem Ausland.

„Bei unserer Arbeit merkt man, dass Migrantinnen und Migranten oft die Arbeiten übernehmen, die andere nicht machen wollen“, sagt eine Zollmitarbeiterin auf der Baustelle. Im Vergleich zu ihrem Anteil an der Bevölkerung arbeiten überdurchschnittlich viele Ausländerinnen und Ausländer im Niedriglohnsektor. Außerdem lässt sich ein fehlender Aufenthaltsstatus oder eine fehlende Arbeitslaubnis relativ leicht nachweisen. Im Gegensatz zum schwarzen Zuverdienst der befreundeten Fliesenlegerin, die am Wochenende das Badezimmer kachelt, oder des Kellners, der seinen Lohn nachts auf die Hand bekommt. Eine neue Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft zeigt, dass Schwarzarbeit unter Besserverdienern verbreiteter ist als unter Geringverdienern.

Hinzu komme noch etwas anderes, erklärt Monika Fijarczyk. „Immer mehr Firmen setzen bewusst auf die Anwerbung aus dem Ausland, um das Unwissen der Beschäftigten auszunutzen.“ Das sei organisierte Arbeitsausbeutung. Fijarczyk ist Juristin und Mitarbeiterin beim BEMA, dem Berliner Beratungszentrum für Migration und Gute Arbeit, das mit der FKS zusammenarbeitet. Jedes Jahr kämen mehr Migrantinnen und Migranten in

Neben dem Bau, der Gastro, der Logistik- und der Sicherheitsbranche arbeiten vor allem in den häuslichen Dienstleistungen (wie Putzen oder Babysitten) viele illegal. Es drohen hohe Bußgelder oder in besonders schweren Fällen auch Freiheitsstrafen – sowohl Arbeitnehmern als auch Arbeitgebern. Migrantinnen und Migranten können ihre Aufenthaltserlaubnis oder Duldung verlieren

die Beratung, sagt Fijarczyk. Sie erhalten keinen Lohn oder keinen Nachweis über ihre Beschäftigung, stehen nach Arbeitsunfällen ohne Krankenversicherung da oder wohnen bei ihren Arbeitgebern, die einen großen Teil des Gehalts direkt als Miete einbehalten. „Viele von ihnen sind Opfer von Arbeitsausbeutung“, sagt Fijarczyk. Sie seien erst kurz in Deutschland, sprächen kaum Deutsch, kennen ihre Rechte und Pflichten nicht und seien abhängig von ihrem Arbeitgeber, zum Beispiel, weil er ihnen Geld geliehen hat, damit sie einreisen können.

Wer schwarzarbeitet, verstößt gegen das Gesetz. Fijarczyk schlägt vor, die, die sich für die Tat selbst anzeigen, nicht zu bestrafen. Sie könnten zum Beispiel Anspruch auf Weiterbeschäftigung bei dem bisherigen Arbeitgeber erhalten, in Frankreich und Griechenland sei das in bestimmten Fällen bereits möglich. „Außerdem sollte die Zahl der Subunternehmen begrenzt werden“, sagt Fijarczyk. Gerade im Bau und in der Logistik, wo sich viele Unternehmen gegenseitig beauftragen, würde dadurch klarer, welche Arbeitgeber für welche Arbeitskräfte verantwortlich sind.

Die beiden Landschaftsgärtner haben nichts zu befürchten: Sie sind regulär angestellt. Von der Begegnung mit der FKS bleibt ihnen nur ein Band ums Handgelenk, das zeigt, dass sie befragt wurden. Die FKS räumt die Baustelle und fährt weiter. Das Team teilt sich auf: Tillmann fährt in ein Restaurant mit weißen Tischdecken und Weingläsern auf den Tischen, wo er lauter Minijobber antrifft. Die anderen decken einen „Fünfundneunziger“ in einer Pizzeria auf.

Vor dem Laden wird ein schlaksiger Mann in Lederjacke abgeführt. Der Pizzabäcker ist Pakistani mit polnischem Aufenthaltstitel. Er darf in Deutschland weder langfristig leben noch arbeiten. Damit verstößt er gegen Paragraph 95 des Aufenthaltsgesetzes.

Die FKS bringt ihn zur Bundespolizei, um seine Daten und Fingerabdrücke aufzunehmen und Fotos zu machen. Die Lederjacke muss er ausziehen, damit der Beamte seinen Körper mustern kann: Statur, Gesichtsform, Haare, Hautfarbe, Narben und Tattoos, die er nicht hat: Die Bundespolizei überträgt alles in ein Dokument.

Danach werden sie alle gehen: die FKS und der Pizzabäcker. Wie er in die Situation gekommen ist, was mit ihm geschieht, ob er Deutschland verlassen muss, werden Tillmann und sein Team wohl nie erfahren. Für ihre Arbeit ist das nicht entscheidend. „Wir sind wie Schiedsrichter“, sagt Tillmann. Die FKS mache die Regeln nicht, sie Sorge dafür, dass alle sie einhalten. Damit hat sie genug zu tun: Im Dienstgebäude in Tempelhof füllt sich der Schrank mit Hinweisen auf illegale Beschäftigungen, und in der Stadt gibt es täglich neue Baustellen.

Und dran bist...

Zwei Wege,
eine Frage:
Wer übernimmt den
Familienbetrieb?

du!

Dass er mal im selben Büro sitzt wie sein Vater, an dem Schreibtisch Rechnungen stellt, an dem sein Onkel 30 Jahre lang abrechnete, das hätte sich Niclas Lippke als jugendlicher Schulverweigerer nicht träumen lassen. Und dann noch als Chef seiner eigenen Firma. Aber der Reihe nach.

Vom Drop-out zum Inhaber: Niclas

Anfang der 1990er-Jahre, Hamburg. Ein junger Tischler aus dem Schwarzwald gründet eine Firma. Zusammen mit seinem Bruder, einem Zimmermeister. Volles Risiko. Die ersten Monate sitzen die beiden mit wachsenden Schulden und schwindender Hoffnung vor dem Telefon. Aber irgendwann kommen die Aufträge. Die Firma Härle + Härle läuft. Und sie läuft bis heute.

Mit ihr ist Niclas Lippke, der Sohn des Tischlers, aufgewachsen. Als Kind ist er oft in der Werkstatt, um zu basteln. In der Schule sei seine größte Leistung das Sammeln von Fehlzeiten gewesen, erzählt Niclas heute. „Ich bin ein Vorzeigemodell fürs Versagen des deutschen Schulsystems.“ Er eckte an, ließ sich ungern sagen, was er zu tun hat. Das Drama endete nach mehreren Schulwechsellern und einer Lehrerin, die ihm ein Leben in der Gosse prophezeite, mit einem frustrierten Abgang zum frühestmöglichen Zeitpunkt: Hauptschulabschluss mit 15.

Seine Mutter war nicht begeistert. Sein Vater auch nicht. Aber er sagte: „Mach, was du willst. Aber mach was.“ Also ging Niclas ins Praktikum: Klempnerei, Dachdeckerei, Zimmerei, alle boten ihm einen Ausbildungsplatz an. Die Zimmerei mit den Großbaustellen, schweren Maschinen und der Arbeit im Freien gab ihm am meisten. Niclas begann seine Ausbildung. „Zum ersten Mal habe ich einen Nutzen in dem gesehen, was mir beigebracht wurde“, sagt er. Mathe war nicht mehr hohles Auswendiglernen von Regeln, sondern ein Werkzeug, um den Materialbedarf oder die Statik von Häusern zu berechnen.

Drei Jahre später war er Geselle. Sein Chef war fair, aber die Arbeit eintönig. Niclas merkte, dass es das noch nicht gewesen sein konnte. „Nur weil mir Abitur und diese ganze Schullaufbahn scheißegal waren, heißt das ja nicht, dass ich keine Ambitionen habe.“ Es traf sich, dass sein Onkel zu dieser Zeit, 2019, einen Gesellen suchte. Seine Zimmerei machte die Projekte, die Niclas interessierten, knifflige Sanierungen statt der immer gleichen Dachstühle. Am Küchentisch vereinbarten sie einen Deal: zehn Prozent mehr Lohn, morgen geht's los. Niclas' einzige Bedingung: „Ich will den Meister machen.“

Dass ihn sein Onkel und nicht der Vater ins Familienunternehmen holte, habe geholfen, sagt Niclas. Er habe ein gutes Verhältnis zu seinem Vater, aber ein bisschen familiärer Abstand sei ihm recht. Ob er oder sein Bruder den

Text: Holger Fröhlich
Illustration: Anny Peng



Betrieb mal übernehmen könnten, war nie ein Thema. Dafür arbeitete der Vater selbst zu gern und wusste zu gut, dass sich Niclas zu nichts zwingen lässt.

Der kehrte nach einem Jahr als Meister in die Zimmerei des Onkels zurück – und merkte, dass ihm das noch nicht reichte. Der Onkel hatte angedeutet, kürzertreten zu wollen, das Thema Nachfolge lag in der Luft. Aber – wie das in Familien so ist – es wurde nicht konkret besprochen. Da waren vage Hoffnungen bei Niclas, unausgesprochene Erwartungen beim Onkel, es fehlten: Verbindlichkeit, ein Plan und vor allem ein Termin.

Niclas wurde ungeduldig. Ohne seiner Familie etwas zu sagen, ging er zu einer Beratung für Unternehmensübergaben bei der Handwerkskammer. Dort traf er auf seinen Nachfolgelotsen. Der ihm zu einem klaren Schnitt riet: Niclas sollte dem Onkel die Zimmerei abkaufen. Zu einem festen Datum und zu einem fairen Preis, festgelegt von einem Unternehmensberater der Handwerkskammer, der die Interessen beider Seiten vertritt.

Der Onkel willigte ein. Und plötzlich stand da eine Zahl, dank der Niclas die Höhe seines Einsatzes kannte und der Onkel ein Preisschild für sein Lebenswerk bekam. Niclas lieh sich das Geld bei Verwandten und kam ohne einen Bankkredit aus. Kurz vor Weihnachten 2024 unterschrieb er den Kaufvertrag. Da war er 26 Jahre alt.

Laut einer Umfrage unter 47 Handwerkskammern war schon 2020 fast jeder vierte Betriebsinhaber im Handwerk über 60. Schätzungsweise 125.000 Firmen müssen derzeit ihre Nachfolge regeln. Die meisten wollen innerhalb der Familie oder Belegschaft übergeben

Im Januar 2025 betritt Niclas die Firma Härle + Härle zum ersten Mal als Chef. „Eine ordentliche Realitätsklatsche“, sagt er. Plötzlich ist er verantwortlich für drei Mitarbeiter. Sein Onkel hat sich aus dem Tagesgeschäft in der Zimmerei zurückgezogen. Wirtschaftliche Entscheidungen fällt Niclas zusammen mit seinem Vater, der noch die Tischlerei der Firma leitet. Und um deren Modernisierung muss sich Niclas jetzt kümmern: Allein die

Homepage war so aus der Zeit gefallen, dass sie schon fast wieder gut war. Bald will er sich die Schrankwand vornehmen, in der sich Kataloge der vergangenen Jahrzehnte stapeln. „Steht mittlerweile alles online“, sagt Niclas. „Und viele der Firmen gibt es gar nicht mehr.“ Auf vier Tage Baustelle kommt für ihn gerade ein Tag Büro. Um den Betrieb zu modernisieren, will Niclas das Verhältnis langsam umdrehen. Die Auftragsbücher sind gefüllt, daran scheitert es nicht, sein Problem sind die Mitarbeitenden: Er findet keine neuen.

Dass Elisabeth Krainer was mit Medien und Computern in München macht statt mit Wurst und Fleisch in Leibnitz, ihrem österreichischen Heimatort, das nimmt ihr keiner in der Familie übel. Was auch daran liegen mag, dass ihr Großvater, der den Betrieb gegründet hat, nicht mehr lebt. Und dass man nicht alles hört, was da in Leibnitz so hinter vorgehaltener Hand geredet wird über den Wegzug der Krainer-Tochter.

Danke, aber nein danke: Elisabeth

Die Nachfolge war nie Thema in ihrem Elternhaus. „Aber ich wurde oft genug darauf angesprochen“, sagt Elisabeth. Nicht selten waren es die Mitarbeitenden, die fragten, wann sie den Vater auf dem Chefsessel beerben wolle. Sie bügelte solche Fragen immer ab, verstehen konnte sie das Interesse aber schon. Schließlich ist hier nicht von einem Zweimannbetrieb die Rede, sondern von einem Unternehmen mit 140 Mitarbeitenden, Abnehmern in Mittel- und Südosteuropa, Lagerhallen und einer Lkw-Karawane, die schon früher jeden Morgen an Elisabeths Kinderzimmerfenster vorbeifuhr.

Gegründet hat die Firma Franz Krainer, Elisabeths Großvater, 1959. Es waren Boomjahre, auch für Fleisch. Das Geschäft lief fast vom ersten Tag an rund, Mitte der Achtziger produzierte der Betrieb jedes Jahr laut eigenen Angaben rund 5.000 Tonnen Fleisch- und Wurstwaren, die in ganz Österreich verkauft wurden und bald auch darüber hinaus. Eine eigene Schlachtereie gibt es heute nicht mehr, das Fleisch wird zugekauft und dann verarbeitet.

Beim Großvater galt das gesprochene Wort. Wem er die Hand gab, dem musste das genügen. Die langjährige Belegschaft war fast Teil der Familie. Wenn einer in Not war, schaute der Senior, was sich machen ließ. Alte Schule eben. Zu der gehört allerdings auch, dass der Sohn eines Fleischers ein Fleischer wird. So lernte Vater Krainer im elterlichen Betrieb das Fleischerhandwerk, wurde Geselle, Meister, Lebensmitteltechniker. 1994 übernahm er die Firma.

Er bekam zwei Töchter. Aber die Welt hatte sich weitergedreht: Heute ist es für viele Frauen einfacher, eine Firma zu leiten, nur genießt die Branche nicht mehr den besten Ruf. Wo der Großvater als wichtiger Arbeitgeber und Ernährer der Region galt, muss sein Sohn sich zu Tierwohlfragen, Umweltauflagen und Lohndumping verhalten. Er ließ seinen Töchtern die Wahl. Keine von beiden übernahm den Laden. Unanständig findet Elisabeth das Fleischereigewerbe nicht. „Aber es ist schon eine eher brachiale Umgebung, ein Versorgungsbetrieb eben. Da habe ich mich nicht gesehen, ich wollte lieber was Kreatives machen und die Welt sehen.“ Elisabeths Eltern sind fit. Wann sie kürzertreten, ob sie ans Verkaufen denken, wer ihnen nachfolgen könnte? Auch darüber wird nicht konkret gesprochen.

Elisabeth bereut ihre Entscheidung nicht. Sie ist 32 und genießt ihre Freiheit, während sich die Eltern im Jahr kaum mehr als eine Woche Urlaub gönnen. Den sie jederzeit abrechen, wenn es der Betrieb verlangt. Als Schülerin arbeitete Elisabeth in den Ferien mit, klebte Etiketten, verpackte Würste, Schichtbeginn sechs Uhr, Akkordarbeit. Sie sah früh, was es heißt, für Mitarbeitende verantwortlich zu sein: viel Anerkennung, aber mindestens genauso viele Sorgen. Irgendwo klemmt's immer. „Ich glaube nicht, dass ich mit dem Druck so gut klargekommen wäre wie meine Eltern“, sagt Elisabeth.

Trotzdem hat sie ein schlechtes Gewissen, wenigstens ein bisschen. Geld war zu Hause nie knapp, dank der Firma. Aber aus Dankbarkeit für eine finanziell behütete Kindheit die eigenen Karriere Wünsche begraben? Auch nicht richtig. „Immerhin verschafft es mir einen gewissen Druck, das Beste aus meinen Möglichkeiten zu machen.“ In welchem Beruf auch immer. ➔



Pflaster drauf

Im März flatterte eine Bewerbung aus Portugal bei der UNESCO herein: Die traditionelle Pflasterkunst, Calçada portuguesa, soll auf die Liste des immateriellen Kulturerbes. Mit der will die UNESCO Bräuche, Ausdrucksformen und Fertigkeiten schützen. Viele Handwerkstechniken sind gelistet, darunter Wandornamente aus Saudi-Arabien, mongolische Jurten oder ukrainische Keramik. Das bringt Anerkennung und Tourismus ins Land, was aber nicht

allen gefällt: Manche befürchten, Kulturformen könnten „aufgehübscht“ werden, um sie attraktiver zu machen.

Jedes Mitgliedsland führt daneben nationale Verzeichnisse des immateriellen Kulturerbes. Auf dem deutschen stehen zum Beispiel Bierbrauen und Orgelbau, Hessischer Kratzputz oder die Brotkultur. Wenn du das nächste Butterbrot schmierst, denk also bitte daran: Du beißt womöglich gleich in ein Stück Kulturerbe.

Das Internet
zum Heft:
fluter.de



Rausgedribbelt

Weil Homosexualität in ihrer Heimat Libyen unter Strafe steht, flüchtete Kian nach Deutschland. Aber auch hier ist es nicht immer leicht. Fußball hilft ihr, durchzuhalten. Aus einem Training die Woche wurden zwei, aus Training wurden Spiele und aus Mitspielerinnen Freundinnen. fluter.de/fussball

„Manchmal empfinde ich schon Weltschmerz“

Fällt es euch schwer, über Gefühle zu sprechen? Was tun, wenn die Nachrichtenlage deprimiert? Habt ihr schon mal Therapie gemacht? Unsere Video-

reihe „16 aus 16“ befragt junge Menschen aus allen Bundesländern zu jeweils einem Thema. In der siebten und letzten Folge geht es um mentale Gesundheit. fluter.de/16aus16_psych

Wurde auch Zeit, oder?

Wir sind endlich auf TikTok. Ihr fragt euch, was Persönlichkeitstests wirklich über uns aussagen? Ob Erben in Deutschland gerecht ist? Und wo zum Teufel wir den ganzen Atommüll lagern sollen? Auf @flutermagazin findet ihr die Antworten. Und natürlich haben wir auch an die gedacht, die Social Media detoxen. Alle Videos gibt's auf: fluter.de/tiktok

Vorschau

Dass die Welt ein immer schönerer Ort wird, würden derzeit wohl die wenigsten behaupten. Dabei steigen die Kosmetikumsätze und die Zahl der Schönheits-OPs. SCHÖNHEIT ist eine Währung unserer Zeit. Aber wie kommt das, was wir schön finden, in die Welt? Worin lässt sich Schönheit jenseits der Feeds und Laufstege entdecken? Und wofür machen wir uns schön? Im Herbst kommt mit dem nächsten fluter ein ganzes Heft voller ungeschminkter Wahrheiten.

Impressum

fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 95, Thema Handwerk
Sommer 2025
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Thorsten Schilling (V.i.S.d.P.)
Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn
www.bpb.de
info@bpb.de
Tel. 0228/99515-0

Redaktionsleitung
Katharina Wellems (Bundeszentrale für politische Bildung),
Paul Hofmann (DUMMY Verlag)

Bildredaktion
Trine Skraastad

Art-Direktion
Sabine Kornbrust

Mitarbeit
Paulina Albert, Amelie Apel, Lena Fiedler, Holger Fröhlich, Juliane Funke, Sabrina Gaisbauer, Oliver Gehrs, Florian Kappelsberger, Luise Land, Jonas Mayer, Johannes Mitterer, Judith von Plato, Victoria Porcu (Volontärin bpb), Kristina Ratsch, Alina Schneider (Volontärin bpb), Ann-Kristin Schöne, Anne Waak

Dokumentation
Kathrin Lilienthal

Korrektorat
Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief
DUMMY Verlag GmbH
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
ISSN 1611-1567
www.dummyverlag.de

Aboservice
Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen:
www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Ein barrierefreies PDF/UA dieses Heftes findest du auf fluter.de zum Download:
www.fluter.de/hefte

Nachbestellungen
Publikationsversand der bpb
Postfach 501055
18155 Rostock
Fax 038204/66-273
www.bpb.de/shop

Druck
Druckhaus Kaufmann GmbH
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0
info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise
Sämtliche Illustrationen Anny Peng;
Cover, S. 12-14 Tomás Munita; U2, U4 Renke Brandt; S. 3 Timtenth Buildings (Tim Haltenhof); S. 4 Thomas Pirot, Jana Islinger, Milan Koch. [M] piemags/IMAGO; S. 5 etsy.com/shop/piterkiwi; S. 6-7, 18-19, 38-39 Milan Koch; S. 8-11 Celine Yasemin; S. 16 Marcus Glahn; S. 23 Tobias Nicolai/Connected Archives; S. 24 Paul Langrock/laif; S. 26-27 HAKOTOWI; S. 26 Wikimedia Commons: User: We.weber/Eigenes Werk/Warzeichen W035/CC-BY-4.0
Int. Wikimedia Commons: User: MaxxL/Eigenes Werk/Warzeichen W008/gemeinfrei. Wikimedia Commons: User: MaxxL/Eigenes Werk/Warzeichen W015/gemeinfrei; S. 27 Wikimedia Commons: User: Engelbert Strauss GmbH & Co. KG/gemeinfrei; S. 28-30 Diana Pfammatter; S. 31, 32 (o., m.u.) Melih Evren Burus/iStock by Getty Images; S. 32 (m.o.) [M] piemags/IMAGO; S. 32 (u.), 33 (o.) [KI] Sabine Kornbrust - generiert mit ChatGPT; S. 33 Lalouetto/iStock by Getty Images (m.). S. 33 dnaveh/iStock by Getty Images (u.); S. 34-37 Jana Islinger; S. 40-42 Thomas Pirot; S. 44 Yannis Konstantinos; S. 49 Pedro Guimarães; S. 50 Carlotta Steinkamp

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz

Chaos im Kopf?!

Behalte den Überblick
mit dem Timer 2025/26!



Der Kalender der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb unterstützt dich bei der Selbstorganisation. Zum Eintragen von Notizen, To-do-Listen und Terminen bietet die doppelseitige Wochenübersicht viel Platz – gleichzeitig liefern die Tagestexte Infos zu historischen Ereignissen und Wissenswerten aus aller Welt. Außerdem findest du im praktischen Serviceteil: Landkarten, Lern- und Bewerbungstipps, eine Bucket List, das Deutsche Fingeralphabet und vieles mehr.



Einfach bestellen auf
[↗ bpb.de/timer](https://www.bpb.de/timer)

Foto: Renke Brandt

Täglich *tiefer*

blicken



Auf fluter.de gibt's immer
was Neues